

PROTOKOLL

Begrüßung

Körper

begrüßt die Gäste, dankt für ihr Erscheinen und führt aus:

Über Entwicklungshilfe ist in jüngster Zeit auf deutschen und internationalen Tagungen aus den verschiedensten Richtungen und in die verschiedensten Richtungen so viel gesprochen worden, daß es mir zweckmäßig erscheint, wenn wir im "Bergedorfer Gesprächskreis" in Ergänzung zu unseren ersten Aussprachen über "Schwächen der industriellen Gesellschaft" und "Kulturkrise in der industriellen Gesellschaft" uns heute mit diesem aktuellen Thema beschäftigen.

Ohne dem folgenden Referat von Herrn Prof. Baade und der Diskussion vorzugreifen, möchte ich den Ausgangspunkt fixieren, so wie er sich mir als einem in der westlichen Industriegesellschaft wirkenden Unternehmer darstellt. Darf ich somit einleitend feststellen:

Entwicklungshilfe von Seiten westlicher Länder zielt darauf ab, anderen Ländern zu derjenigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Eigenständigkeit zu verhelfen, welche das Kennzeichen der freien Welt ist. Dieser Prozeß wird sich durch eine Umwandlung der bisherigen Agrargesellschaft in moderne Industriegesellschaften vollziehen. Diese Umwandlung will auch der kommunistische Block, jedoch mit dem einen Ziel: durch wirtschaftliche und soziale Hilfen seine Ideologie zu exportieren und somit die Entwicklungsländer am Aufbau einer freiheitlichen Lebensordnung zu hindern. Das Ziel unserer westlichen Hilfe, in dem wir uns alle treffen, die Gebenden und die Nehmenden, kann nur darin bestehen, die Eigenständigkeit aller Entwicklungsländer zu fördern, die Selbsthilfebemühungen im Wirtschafts- und Sozialbereich zu unterstützen und damit den freiheitlichen Prozeß zu beschleunigen, der zu einer gesellschaftlichen Gesundung dieser Länder und damit wohl auch der ganzen Welt führen wird. Darf ich nun Herrn Prof. Baade bitten, mit seinem Referat "Glanz und Elend der Entwicklungshilfe" zu beginnen.

Baade

Das Thema "Glanz und Elend der Entwicklungshilfe" ist absichtlich etwas aggressiv formuliert, und leider muß ich sagen, daß ich über den "Glanz" nur verhältnismäßig wenig zu berichten habe, aber dafür über das "Elend", d. h. über die außerordentlich große Problematik der Entwicklungshilfe sehr viel mehr sprechen muß. Doch als kleine Herzstärkung dürfen wir mit der Feststellung beginnen, daß die Entwicklungshilfe das größte humanitäre Unternehmen ist, welches jemals in der Menschheitsgeschichte in Angriff genommen worden ist. Ich bin einer der komischen Leute, die glauben, daß die Menschen sich nicht nur technisch, sondern daß sie sich auch moralisch entwickeln können und müssen. Daß es die ganze Welt jetzt als eine Gemeinschaftsverpflichtung bezeichnet, den armen Völkern zu helfen und die Armut durch kollektive Maßnahmen zu überwinden, daß der ungeheure Unterschied zwischen armen und reichen Völkern gemildert, der Hunger in der Welt bekämpft werden soll, alles das ist zweifellos ein gewaltiger moralischer Fortschritt. Vor dem ersten Weltkrieg beispielsweise wäre auch nur die Formulierung einer solchen Aufgabe undenkbar gewesen.

Glanz geht auch von der Tatsache aus, daß die westliche Welt sich anschickt, für die Lösung dieser Aufgabe Summen einzusetzen, die man noch vor sehr kurzer Zeit als astronomisch bezeichnet hätte. Der Leiter des Special Fund bei den United Nations, Paul G. Hoffmann, der viele Jahre höchst erfolgreicher Verwalter des Marshallplanes gewesen ist, hat eine Schrift veröffentlicht: "100 Nationen und 1.250.000.000 Menschen". Er hat damit den Versuch gemacht, zu umreißen, was dieses Unternehmen kostet. Diese Schrift von P. G. Hoffmann ist deswegen sehr verdienstlich, weil sie die ökonomische Bedeutung der Entwicklungshilfe richtig einschätzt. Die Entwicklungshilfe ist das größte Investitionsunternehmen, das die Menschheit jemals in Angriff genommen hat. Wer aber investieren will, muß wenigstens der Größenordnung nach eine Vorstellung davon haben, was das ganze Unternehmen einmal kostet und wieviel Geld er zur Verfügung haben muß. Die Investition wäre ja sinnlos, wenn man nur halb soviel Geld hätte, um das Geschäft mit Erfolg zu Ende führen zu können. Infolgedessen ist es also ausgesprochen verdienstlich, daß P. G. Hoffmann in dieser Studie die Entwicklungshilfe unter dem Gesichtspunkt einer politisch-ökonomischen Investition betrachtet. Als ehemaliger Verwalter des Marshallplanes ist er ja auch hervorragend legitimiert, diese beiden Unternehmen in ihrer Größenordnung gegenüberzustellen. Die Bilanz des Unternehmens "Marshallplan" ist glänzend. Man hatte ursprünglich geglaubt, es würde 24 Mrd. Dollar kosten, die im Kriege und durch die Nachkriegszeit zerstörten westeuropäischen Länder wieder auf die Beine zu bringen. Effektiv hat es dann nur 13 Mrd. Dollar gekostet; es hat nicht 5 Jahre gedauert, sondern praktisch nur 3 Jahre, und ein nicht unwesentlicher Teil davon konnte zurückgezahlt werden. Wir in der Bundesrepublik sind ja ein ganz besonderer Fall. Zum erstenmal geschah es in der Geschichte, daß einem besiegten Land von den Siegermächten geholfen wurde. Was wir durch den Marshallplan an Hilfe bekommen haben, ist ein Mehrfaches der Summe, die Bismarck nach dem Krieg von 1870/71 aus Frankreich als Reparationen herausgepreßt hat. Aber das Ziel des Marshallplans war, Ländern so zu helfen, daß sie sich recht bald selber zu helfen versuchten, um nicht mehr von Hilfen abhängig zu sein. Wir Westdeutschen haben dabei einen bemerkenswerten Erfolg gebucht. Wir sind heute nicht mehr das Problemkind Europas mit einem Devisendefizit, sondern mit einem Devisenüberschuß. Wir haben von den 3,2 Mrd. Dollar Marshallplanhilfe, die wir bekommen haben, aufgrund des Londoner Schuldenabkommens 1,2 Mrd. Dollar zurückgezahlt, und zwar vorzeitig zurückgezahlt, um dem Spender zu helfen, mit seinen eigenen Devisenschwierigkeiten fertig zu werden. Alles das ist für das zweitgrößte Unternehmen der Weltgeschichte, den Marshallplan, ein schöner Rekord.

Paul G. Hoffmann kommt nun in dieser Studie "100 Nationen und 1.250.000.000 Menschen" zu einer globalen Schätzung der Summen, die in dieses Unternehmen hineingesteckt werden müssen. Seine Schätzung erscheint auf den ersten Blick ziemlich hoch. Ich muß Ihnen aber leider sagen, daß ich sie für viel zu niedrig halte. Er geht von folgender Überlegung aus: 1.250.000.000 Menschen haben heute nur ein Nationaleinkommen von 100 Dollar pro Kopf, und dieses Nationaleinkommen steigt nur um einen Dollar pro Kopf jährlich. Das ist ungenügend, um die Wirtschaft in eine aufwärtsschwingende Spirale zu bringen. Wir müssen dahin kommen, daß das Nationaleinkommen nicht um 1%, sondern um 2% jährlich steigt. Wir benutzen in der Ökonomie den Begriff des Kapitalfaktors, d. h. der Investitionssumme, die erforderlich ist, damit das Nationaleinkommen einer Volkswirtschaft um 1% steigen kann. Hoffmann rechnet mit einem Kapitalfaktor von 3, was ein einigermaßen plausibler Ansatz ist, und kommt so zu dem Ergebnis, daß die Entwicklungsländer neben den etwa 4 Mrd. Dollar, die heute schon jährlich dort investiert werden, noch einmal 3 Mrd. Dollar auf 10 Jahre bekommen müßten, damit diese Steigerung des Volkseinkommens erreicht werden kann. Das würde bedeuten, daß die Entwicklungsländer in den nächsten 10 Jahren 70 Mrd. Dollar bekommen müßten,

wobei man 40 Mrd. Dollar schon als aus der bisher geplanten Hilfe gedeckt betrachten kann. 30 Mrd. Dollar wären dann also zusätzlich erforderlich. Ich bin nun der Meinung, daß diese Schätzung zu niedrig ist und daß die aufzubringenden Beträge in einer anderen Größenordnung liegen müssen, wenn das Unternehmen Erfolg haben soll.

Wenn wir noch einmal von der glänzenden Seite des Unternehmens sprechen wollen, so möchte ich die Tatsache in Erinnerung rufen, daß die Bundesrepublik der zweitgrößte Spender in diesem Unternehmen geworden ist. - Dabei können wir uns noch erinnern, daß vor nicht viel mehr als zehn Jahren die Bundesrepublik als ein lebensunfähiges Gebiet angesehen wurde. Ich denke hier an das Buch meines verstorbenen Freundes Gustav Stolpert "German Realities", das damals auf dem Höhepunkt der deutschen Krise geschrieben worden ist und in dem die Befürchtung ausgesprochen wurde, daß dieses Deutschland überhaupt nicht wieder in Ordnung gebracht werden könnte. Nun, wir sind soweit in Ordnung gekommen, daß wir nicht nur für uns keine Hilfe mehr brauchen, daß wir uns nicht nur am Hilfswerk der Welt beteiligen, sondern daß wir unter den helfenden Völkern der zweitgrößte Spender geworden sind. Es ist jetzt von dem Club der Länder, die die multilaterale Hilfe für den zweiten indischen 5-Jahres-Plan aufbringen wollen, beschlossen worden, daß die Bundesrepublik 4,2 Mrd. DM beisteuert, d. h. also mehr als ein Drittel des Beitrages der USA. Großbritannien gibt 1 Mrd. DM und Frankreich nur einen Betrag von 120 Mill. DM. Wir rangieren also glänzend hoch in der internationalen Skala der Finanzhilfe für die Entwicklungsländer. Daß die Bundesregierung sich entschließen konnte - nicht zu vergessen unter einem gewissen amerikanischen Druck, aber immerhin-, Zusagen in dieser Höhe zu machen, ist ein Zeichen für die Kraft unserer Wirtschaft, über die wir in Deutschland froh sein können.

Nun komme ich schon etwas mehr auf die problematische Seite der "Entwicklungshilfe" zu sprechen. Es bahnt sich eine Weltverteilung der Schwerpunkte in dem Sinne an, daß die USA in erster Linie die Verantwortung für Süd- und Mittelamerika übernehmen müssen. Das ist der Raum, aus dem sie politisch gesehen am stärksten bedroht werden können. Uns dagegen wird man bevorzugt einsetzen für die Gebiete der internationalen Hilfe, die die größten Summen erfordern. Diese Gebiete sind Indien, Pakistan und die Türkei. Die Länder am Rande des kommunistischen Blocks sind strategisch sehr wichtig, sie erfordern jedoch besonders hohe Entwicklungsbeihilfen. Das ergibt sich nicht nur aus der Volkszahl dieser Länder, sondern auch aus einer strukturellen Ähnlichkeit. Sie besteht in der erschreckenden Tatsache, daß die Steigerung der Nahrungsmittelproduktion in diesem Teil der Welt weit hinter der Steigerung ihrer Bevölkerungsziffer und damit ihres Nahrungsmittelbedarfs zurückbleibt. Um Ihnen davon einen Begriff zu geben: Die Türkei erhält jetzt jährlich von den Amerikanern ungefähr eine halbe Million Tonnen Getreide geschenkt. Dies geschieht nach den sehr klugen Bestimmungen des Gesetzes 480, wonach diese Überschüsse den notleidenden Völkern gegen ihre eigene weiche Währung verkauft werden, damit dann die daraus entstehenden Counterpart-Funds (Gegenwertbeträge) wieder als Kredite in diesen Ländern eingesetzt werden können. - Die Türkei erhält jährlich jetzt eine halbe Million Tonnen Getreide geschenkt, dazu noch einige andere Produkte. Pakistan bekommt jährlich 1 Million Tonnen Getreide und Indien jährlich 4 Millionen Tonnen geschenkt, und zwar auf Grund eines Vertrages, der zunächst auf 4 Jahre abgeschlossen wurde. Aber das ist nur die statische Seite des Problems. Die dynamische besteht darin, daß das Nahrungsdefizit dieser Länder von Jahr zu Jahr schneeballartig anwächst. So wird es bleiben, wenn die Methoden der Nahrungsmittelproduktion in diesen Ländern nicht ganz drastisch geändert werden. Ich muß leider mit einer erschreckenden Zahl beginnen. Im vergangenen Jahr war eine Kommission von amerikanischen landwirtschaftlichen Sachverständigen im Auftrag der Ford-Foundation in Indien, geleitet von einem der besten Agrarökonomen, den die Amerikaner haben. Sie kam zu dem Ergebnis, daß, wenn die Nahrungsmittelsteigerung in Indien nicht ganz erheblich beschleunigt wird, am Ende des zweiten 5-Jahresplanes das indische Getreidedefizit nicht mehr in der Größenordnung von 4 Mill. Tonnen liegen dürfte wie heute, sondern in der Größenordnung von 23 Mill. Tonnen. Eine solche Menge ist in der ganzen Welt nicht aufbringbar. Ich kenne die indische Wirtschaft nur indirekt, aber habe einen Mitarbeiter, der $\frac{1}{2}$ Jahr im indischen Planungsrat war, und ich hatte im Institut für Weltwirtschaft ständig indische Professoren und indische Doktoranden, die über diese Fragen arbeiten. Ich halte aufgrund dieser Information die alarmierende Feststellung der Ford-Foundation im Prinzip für richtig. Aber ich kenne das kleinere von diesen teuren Pflgekindern, die Türkei, ziemlich gründlich, weil ich 12 Jahre dort gewesen bin.

Vor drei Jahren war ich der Chef des Teams der F.A.O., also der Landwirtschaftsorganisation der United Nations. Im vorigen Jahr war ich der Chef der Mission der OEEC, welche die Möglichkeiten der Verbesserung der türkischen Zahlungsbilanz zu untersuchen hatte. Ich muß leider feststellen, daß das Ernährungsdefizit einen ähnlichen Charakter hat wie das in Indien. Vor 10 Jahren hatte die Türkei noch Ausfuhrüberschüsse an Getreide. Dann hatte sie nur noch Ernteüberschüsse in den Jahren, die vom Wetter besonders begünstigt waren und in schlechten Erntejahren mußte sie schon Getreide von

den Amerikanern geschenkt bekommen. Ein paar Jahre später hatte die Türkei ein Defizit bei jedem mittleren Erntejahr. Nur im letzten Jahr hatte sie eine von der Witterung ungewöhnlich begünstigte Ernte gehabt, was sie in die Lage versetzt, ungefähr 100.000 Tonnen sogen. Hartweizen und vielleicht auch 100.000 Tonnen Gerste zu exportieren, aber nur, wenn ihr die Amerikaner gleichzeitig 500.000 Tonnen Weizen schenken, um das dadurch aufgerissene Defizit in ihrer Ernährungsbilanz auszugleichen. Nach allem, was ich in der Türkei über die Ausbreitung landwirtschaftlicher Fortschritte sehe, ist das Tempo erschreckend langsam. Ich bin der Vorsitzende im Aufsichtsrat der Stiftung Deutsch-Türkischer Versuchs- und Mustergüter und sehe also auch die Stellen, wo in der Türkei am fortschrittlichsten in der Landwirtschaft gearbeitet wird. Aber wenn man bedenkt, daß die Türkei 40.000 Dörfer hat und daß wir durch unsere Versuchs- und Mustergüter die landwirtschaftliche Technik vielleicht in 40 Dörfern beeinflussen können, wird einem klar, was mit den heute verfügbaren Kräften geleistet werden kann und was an Leistungsmöglichkeit noch fehlt.

Infolgedessen halte ich es für durchaus wahrscheinlich, ja fast für sicher, daß, wenn nicht in der Steigerung der Nahrungsmittelproduktion in Indien ein ganz anderes Tempo erreicht wird, am Ende des 3. indischen Fünfjahresplanes ein Defizit wenn nicht von 28. Mill. Tonnen Getreide - das wäre eine Katastrophe, die man sich nicht einmal ausmalen könnte;- , so doch von 14 Mill. Tonnen jährlich vorhanden sein wird. Das Defizit von Pakistan wird dann von den heutigen 1 Mill. Tonnen auf 4 Mill. Tonnen, und das Defizit der Türkei wird von den heutigen $\frac{1}{2}$ Mill, auf 2 Mill. Tonnen gestiegen sein. Leider sind in keinem dieser Länder Kräfte sichtbar, die ernsthaft an dieser Situation etwas ändern, so daß nach 5 Jahren - allerspätestens nach 7 oder 8 Jahren -allein das blanke Ernährungsdefizit dieser Länder in der Größenordnung von 20 Mill. Tonnen Getreide, d. h. von reichlich 2 Milliarden Dollar jährlich, liegen wird. Und im Laufe von 10 Jahren würden Getreidegeschenke im Werte von 20 Milliarden Dollar notwendig sein, nicht um das Sozialprodukt in diesen Ländern zu erhöhen, sondern nur um zu verhindern, daß eine krasse Hungersnot ausbricht, bei der Millionen von Menschen buchstäblich verhungern würden. Irgendwelche Mittel für die Steigerung des Sozialprodukts sind in dieser Rechnung noch nicht enthalten.

Daß die Ziffern von P. G. Hoffmann nur ein Teil von dem sind, was wir wirklich an Entwicklungshilfe aufbringen müssen, ergibt sich aus den Ausführungen, die der Präsident der Weltbank, William R. Black, kürzlich gemacht hat. Er hat am Beispiel Indiens veranschaulicht, daß in den nächsten 25 Jahren für 200 Millionen Menschen zusätzlicher Wohnraum in den Städten geschaffen werden muß. Seine Schätzung kommt auf einen Betrag von 25 Milliarden Dollar, der in Indien bis 1986 in städtische Wohnbauten investiert werden muß. Dieser Betrag ist viermal höher als die Gesamtsumme der Darlehen der Weltbank, die seit ihrer Gründung vor 15 Jahren überhaupt gewährt werden konnte. Und auch diese Investitionen würden, wenn sie überhaupt möglich sind, zur Steigerung des Sozialprodukts pro Kopf der Bevölkerung zwar einen Beitrag von 2 v. H. anstelle 1 v. H., aber noch nicht den entscheidenden Beitrag leisten. Herr Black hat völlig recht, wenn er sagt, daß das indische Problem überhaupt nur zu lösen ist, wenn für den gesamten Zuwachs an Arbeitskräften, der sich aus der Bevölkerungsvermehrung ergibt, außerhalb der Landwirtschaft Arbeit gefunden wird. Denn die Landwirtschaft leidet heute schon an einem Überfluß an Arbeitskräften, die nicht produktiv eingesetzt werden können. Selbst die Hektar-Produktivität kann höchstwahrscheinlich nur gesteigert werden, wenn neben anderen Maßnahmen auch der Besatz des Landes mit ungenügend ausgenutzten Arbeitskräften nicht vermehrt, sondern vermindert wird; wenn also diese Arbeitskräfte in nichtlandwirtschaftliche Tätigkeit transferiert werden. Indien bemüht sich darum in anerkannter Weise, die Industrialisierung nicht nur durch die Schaffung von schwerindustriellen Zentren vor sich gehen zu lassen, sondern auch das Dorf zu industrialisieren, d. h. ein verbessertes Handwerk und Gewerbe und eine Kleinindustrie in die kleineren Städte zu bringen. Aber daß doch eine Umsiedlung von Hunderten von Millionen Menschen mit der Durchführung dieser Programme verbunden ist, daß das ungeheure Kosten verursacht, daran ist kein Zweifel, und diese Kosten - die Menschen auch nur am Leben zu erhalten und die Kosten der Umsiedlung durch Wohnungsbau zu ermöglichen - sind ja erst der Anfang von dem, was geleistet werden muß.

Denn dazu kommen ja dann die Investitionen, durch die die Produktivität der Arbeit gesteigert werden soll. Wir müssen daher diese generelle Betrachtung mit der Feststellung beschließen, daß die Summen, die das Unternehmen "Welt-Entwicklungshilfe" kosten wird, wesentlich höher sind, als die, die Paul G. Hoffmann in seiner Studie geschätzt hat. Ich fühle mich noch nicht genügend weit mit meinen Studien über diese Frage, um nun der Zahl von P. G. Hoffmann eine andere Zahl gegenüberstellen zu können. Aber ich glaube, ich kann doch ohne Übertreibung sagen, was ich neulich auch in der Zeitung "Die Welt" ausführte: es wird mehr kosten als der 1. Weltkrieg. Es wird weniger kosten als der 2. Weltkrieg, und es wird weniger kosten, als der 3. Weltkrieg in seiner ersten halben Stunde kosten wird.

Um die Größenordnung der Aufgabe zu kennzeichnen, möchte ich noch einmal die Türkei erwähnen. In der Studie der United Nations (F.A.O.) über die Landwirtschaft in der Türkei haben wir festgestellt, daß ein krasses Mißverhältnis zwischen dem Wachstum der Bevölkerung und dem Wachstum der Nahrungsproduktion besteht. Wir haben festgestellt, daß die unbewässerte Landwirtschaft fast keinen Beitrag zur Lösung des Problems leisten kann, weil der Boden in der Türkei heute schon überstrapaziert ist. Die besten Kenner der Böden und des Klimas waren der Meinung, daß man in der Türkei 18 Mill. Hektar pflügen dürfte, ohne daß eine schwere Erosionsgefahr auftritt. Inzwischen ist die gepflügte Fläche auf 24 Mill. Hektar angewachsen. Dabei ist sehr viel hängiges Land gepflügt worden, und jede Reise durch die Türkei zeigt, daß diese zu unrecht gepflügten Flächen eine schreckliche Wassererosion aufweisen. In der Türkei regnet es zwar selten, aber wenn es regnet, dann regnet es kräftig. Und wenn dieser Regen auf hängiges Land, was zu unrecht gepflügt worden ist, fällt, dann wird der fruchtbare Boden hinweggespült, so daß schließlich nur der nackte Felsen übrig bleibt. Aber nicht nur das. Durch das Umpflügen ist die Fläche der Weide, einer sehr dürrtigen Steppenweide, um 1/3 vermindert worden, während die Zahl der Weidetiere um 50% gesteigert worden ist, so daß ein Weidetier weniger als die Hälfte der Fläche heute noch zur Verfügung hat. Die Weiden sind sämtlich in einer schrecklichen Weise überbeweidet. Ich habe viele Jahre in Ankara gelebt und war gewohnt, daß die Steppe im Jahr zweimal grün wird, einmal im Frühjahr und dann - nach dem ausdörrenden Sommer - im Herbst wieder durch den Regen. Jetzt wird sie im Herbst nicht mehr grün, weil diese armen Tiere gezwungen sind, jede genießbare Pflanze bis auf die Wurzel abzuknappern. Der gesamte Pflanzenbestand verschlechtert sich laufend zuungunsten der genießbaren Pflanzen; dafür gedeihen die ungenießbaren Stachel- und Wolfsmilchgewächse. Wir sind in dem F.A.O.-Bericht zu dem Ergebnis gekommen, daß mindestens 4 Millionen Hektar zu unrecht gepflügten Landes unter hohen Kosten wieder in Weideland verwandelt werden müßten. Wir sind weiterhin zu dem Ergebnis gekommen, daß die Zahl der Weidetiere um ein Drittel vermindert werden müßte, und dies in einem Lande, in dem aus dem heutigen Viehbestand kaum der Fleischbedarf der so stark angewachsenen Bevölkerung gedeckt werden kann. Die Ziege, das schädlichste Tier, müßte total ausgerottet werden, wenn man die Weiden und die Wälder retten will. Diesen Bericht haben wir vor 3 Jahren geschrieben; er stellt nicht nur meine persönliche Meinung dar; dahinter steht die ganze Autorität der Landwirtschaftsorganisation der United Nations. Wenn ich mich aber heute umsehe, was von diesen Vorschlägen verwirklicht worden ist, so muß ich Ihnen sagen: gar nichts. Nicht der bescheidenste Anfang ist gemacht worden, um diese - allerdings tief einschneidenden - Vorschläge in die Wirklichkeit umzusetzen. An dieser Stelle verzahnen sich die ökonomischen Schwierigkeiten der Entwicklungsländer mit ihren politischen Problemen. Nur eine sehr starke Regierung kann die Ziegen abschlachten lassen. Im Mittelmeerraum waren drei Länder von den Ziegen bedroht: Jugoslawien, Spanien und die Türkei. In Jugoslawien ist der Ziegenbestand von 9 auf 3 Ziegen pro km² gedrückt worden, in Spanien von 7 auf 2 Ziegen. In diesen Ländern arbeiten nämlich Regierungen, die sich nicht vor den Bauern zu fürchten brauchen. Anders ausgedrückt: die parlamentarische Demokratie sieht sich in Ländern mit derartigen Strukturproblemen und einem überwiegenden Prozentsatz von Analphabeten - ganz vorsichtig ausgedrückt - vor Schwierigkeiten, die mit großer Behutsamkeit angepackt werden müssen.

Die politische Lösung des Problems in der Türkei ist an sich völlig klar. Das Land lebt in einem nationalen Notstand, im schwersten Notstand, den man sich ausdenken kann. In solch kritischer Zeit bildet eine pflichtbewußte Demokratie eine überparteiliche Regierung der nationalen Konzentration - so wie es Großbritannien im ersten und zweiten Weltkrieg getan hat. Ich erhoffe mir für die Türkei, die ich in mancher Beziehung als mein zweites Vaterland betrachte, daß nach dem Zwischenspiel der Militärrevolte nun Wahlen stattfinden, aus denen Parteien hervorgehen, die bereit sind, sich zu einer Regierung der nationalen Konzentration zusammenzuschließen.

In Indien wird - nach der Feststellung der Kommission der Ford-Foundation - aus dem Bewässerungswasser nur ein höchst ungenügender Nutzen erzielt. Diese Kommission hat in ihrem Gutachten festgestellt, daß durch Ausdehnung der Bewässerungsfläche nur eine Produktionssteigerung von 25% gegenüber dem unbewässerten Lande erzielt wird. Wie schon erwähnt, bin ich Vorsitzender des Aufsichtsrates der Stiftung der Deutsch-Türkischen Versuchs- und Mustergüter. Auf unserem Mustergut erzielen wir Erträge, die dreimal so hoch sind wie die der umliegenden Landwirte. Aber wir erreichen das nur, weil wir nicht nur bewässern und leistungsfähiges Saatgut verwenden, sondern weil wir auch genügende Mengen von Schädlingsbekämpfungsmitteln benutzen, das Land richtig düngen und eine geregelte Fruchtfolge einhalten. Wenn man bei dem dortigen Klima auf bewässertem Lande anständige Erträge erzielen will, darf man keine Produkte in Monokultur bauen. In Indien und in der Türkei wird Baumwolle in Monokultur gebaut, die nur dazu führen kann, daß in 10 Jahren die Produktivkraft des Bodens vollkommen erschöpft ist. Man muß also in starkem Maße Futterpflanzen und Leguminosen in die Fruchtfolge einschalten, man muß diese

Pflanzen verfüttern und den Stallmist aufs Land bringen. Man muß außer leistungsfähigem Saatgut, entsprechender Schädlingsbekämpfung und Ernährung des Bodens durch Fruchtfolge und Mist genügende Mengen von Handelsdünger verwenden. Tut man das, so wird man Erträge erzielen, wie sie Japan z. B. hat. Japan weist Reiserträge von 40 Dz/Hektar auf, Indien solche von 10 Dz/Hektar. In Japan verwendet man mit größter Sorgfalt sämtlichen menschlichen und tierischen Dünger, den man bekommen kann, und darüber hinaus noch 100 kg Reinstickstoff pro Hektar - das Doppelte des Verbrauchs der Bundesrepublik -. So erklären sich diese hohen Reiserträge. In Indien verbrennt man dagegen den größten Teil des Kuhmistes. Der indische Physiker Prof. Bahba hat auf der Atomkonferenz in Genf gesagt, daß der Gegenwert des Kuhmistes, der in Indien verbrannt wird, etwa der Steinkohlenproduktion des Ruhrgebietes entspricht. Der Reis bekommt also weder Nahrung durch einen Fruchtwechsel noch durch Kuhmist oder Handelsdünger. Der indische Verbrauch an Stickstoff beträgt 1/2 kg/Hektar pro landwirtschaftlicher Nutzfläche gegenüber 100 kg in Japan. Daraus erklärt sich dann der niedrige Ertrag.

In Indien muß ein höchst wirksamer, systematischer landwirtschaftlicher Beratungsdienst mit Demonstrationsversuchen und vielen Muster- und Versuchsgütern aufgebaut werden. Aber wie groß ist die Aufgabe, wenn man bedenkt, daß die Türkei 40.000 Dörfer hat, wobei wir mit unserer Beratung jetzt vielleicht 40 Dörfer erreichen. Indien dagegen hat 400.000 Dörfer. Was wird es wohl kosten, dort ein landwirtschaftliches Beratungssystem zu gestalten, das die Bauern auch im letzten Dorf zur Anwendung moderner landwirtschaftlicher Methoden bringt!

Darf ich noch etwas über den Bestand an schädlichen Tieren ausführen. Es gibt in der Türkei ein "Raubtier, das Menschen frißt", das ist die Ziege. In der Geschichte der menschlichen Ernährung hat es schon einmal - es war in England - den berühmten Fall gegeben, daß die Schafe Menschen gefressen haben. Damals hatten die Großgrundbesitzer ihre Felder eingefriedigt und die Pächter vertrieben. Heute fressen in England die Schafe keine Menschen mehr; die Engländer dagegen bereichern ihre Speisekarte durch Lammkoteletts. In der Türkei aber fressen die Ziegen noch die Menschen. Man braucht dort erst ein politisches System, welches das verhindert. In Indien fressen "heilige" Rinder die Menschen. Eine der folgenreichsten Formen des Glaubens ist die Meinung, daß das Rind ein heiliges Tier sei. Diese Anschauung führt dazu, daß bei einer Bevölkerung in Indien von 400.000.000 Menschen ein Rinderbestand von 200.000.000 vorhanden ist, von dem mindestens ein Drittel überhaupt nichts leistet. Die alten Tiere geben keine Milch mehr, das Fleisch wird nicht gegessen, weil die Religion den Genuß verbietet. Die Haut ist nichts mehr wert, da sie durch die lange Lebenszeit der Tiere von Dasselfliegen so zerfressen ist, daß mit dem Leder auch nichts mehr angefangen werden kann. Die Kommission der Ford-Foundation, von der ich Ihnen vorhin berichtete, hat in Indien das Urteil abgegeben, daß bei Reduzierung des Rinderbestandes um ein Drittel für jedes Kind in Indien ein Liter Milch täglich mehr produziert werden könnte, weil man dann die restlichen zwei Drittel des Rinderbestandes einigermaßen richtig zu füttern vermöchte. Wenn man so vorgeht, würde auch der große Flurschaden beseitigt werden, den die herumschweifenden hungrigen Rinder überall auf den Feldern anrichten. Hier spüren wir wieder die Verzahnung dieser Probleme mit der Politik. Ich sehe in der Türkei z. B. bis heute nicht das politische Regime - vielleicht ist es im Herbst zu erhoffen;- , das imstande wäre, die das Land verwüstenden Ziegen abzuschaffen. Es gibt sehr interessante Methoden, mit denen man das durchführen kann. Darf ich Ihnen nur ein Beispiel geben. In meinem Team hatte ich den Mann, der auf Cypern als Generalforstmeister den Kampf gegen die Ziegen gewann. Dieser Sieg wurde mit einer progressiven Ziegensteuer erreicht: Wer nur eine Ziege hat, zahlt keine Steuer; wer 10 Ziegen besitzt, zahlt geringe Steuern; wer 100 Ziegen hält, zahlt mehr Steuern. Wer aber 1000 Ziegen besitzt - das gilt vor allem in der Türkei;- , wird so stark besteuert, daß die Ziegenhaltung vollkommen unrentabel wird. Aber zu einer solchen Maßnahme muß ein Land die erforderlichen politischen Kräfte haben. In Indien wagt jedoch heute - trotz aller mutigen Vorstöße Nehrus - keine Kongreßpartei, ein Gesetz durchzubringen, welches das Schlachten von Rindern erlaubt, ganz abgesehen von einem Plan, der systematisch die unnützen Rinder aus der Welt schaffen würde.

Im Falle der Türkei möchte ich mit aller Vorsicht schätzen, daß die Versuche, die Landwirtschaft zu verbessern, erst in etwa zehn Jahren größere Ergebnisse zeitigen können. Während dieser Dekade wird das türkische Nahrungsdefizit nicht geringer, sondern eher größer werden. Für Pakistan liegen die Verhältnisse ähnlich. In diesem Lande ist - genau wie in der Türkei und in Indien - eine Steigerung der Nahrungsmittelproduktion nur durch Erweiterung der Bewässerungsfläche möglich. Die Situation ist hier jedoch insofern besonders ungünstig, als der Hauptfluß, der Indus, in den größten Teilen seines Laufes auf 10 km Länge nur 1 m Gefälle hat. Dies führt zu großen Schwierigkeiten bei der Anlage der Drainage und bei der Fortschaffung des versalzene Wassers. Man wird in Pakistan ein sehr kostspieliges System von Pumptanlagen entwickeln müssen, um das versalzene Wasser zu beseitigen. Gegenwärtig fallen jährlich viele tausend Hektar bewässerter Fläche aus der Kultur, weil

sie durch Versalzung unfruchtbar geworden sind. Man kann sich in Pakistan kaum vorstellen, daß - bei allem guten Willen der heimischen Regierung - vor Ablauf von zehn Jahren sich Erfolge in dem Sinne zeigen, daß das Defizit in der Ernährung nicht mehr steigt, sondern kleiner zu werden beginnt.

Darf ich noch einen wichtigen Punkt behandeln: Die Dörfer im Orient sind mit Menschen überfüllt, die den größten Teil des Jahres keine Arbeit haben; sie sind - ich kann es leider nicht anders sagen - auch nicht überwältigend von der Idee begeistert, daß sie arbeiten sollen. Auf Grund langjähriger Kenntnis muß ich sagen, daß das türkische Dorf ein Ort ist, in dem der größte Teil der männlichen Bevölkerung sich die meiste Zeit des Jahres im Café zusammenfindet, dort Tricktrack spielt oder endlos miteinander redet. Wenn für diese Länder keine Methode zur Mobilisierung ihrer brachliegenden dörflichen Arbeitskraft gefunden wird, dann ist ihnen auch mit den größten Geldbeträgen nicht zu helfen. Die Summen, die dort durch Nicht-Arbeiten verloren gehen, sind geradezu astronomisch. Ich will versuchen, sie für Indien zu umreißen: Indien hat heute eine Bevölkerung von rund 400 Millionen Menschen. Knapp 200 Millionen stehen im erwerbsfähigen Alter; davon sind 100 Millionen Männer. Von diesen 100 Millionen arbeitet ca. ein Viertel wirklich das ganze Jahr hindurch (bei Umrechnung teilweiser Arbeiten auf volle Jahresarbeitsstunden). Es gehen also heute in Indien 75 Millionen Männerarbeitsjahre verloren. Nach meiner Schätzung kann auch bei der am wenigsten produktiven Form der Mobilisierung ein Beitrag zum Sozialprodukt in Höhe von 100 Dollar im Jahr, bei besserer Ausrüstung mit Produktionsmitteln aber jährlich 200 Dollar pro männlicher Arbeitskraft gewonnen werden. Das scheint mir die bescheidenste Summe zu sein. Wenn wir die 75 Millionen brachliegender Männerarbeitsjahre in Indien mit 100 respektive 200 Dollar multiplizieren, bekommen wir jährlich 7,5 bzw. 15 Milliarden Dollar an nationaler Leistungskraft hinzu, die heute verloren gehen. Das ist ein Vielfaches von dem, was die Länder, die hier helfen wollen, jemals aufbringen können.

In Indien wird es schwierig sein, diese Arbeitskräfte zu mobilisieren. Bezüglich der Türkei habe ich ziemlich klare Vorstellungen. Als Leiter des Teams der United Nations (F.A.O.) ist es mir gelungen, auch meine Kollegen davon zu überzeugen, daß die Türkei den größten Teil ihrer Armee in ein Friedensheer für zivilen Arbeitsdienst umwandeln müßte, um die Aufgaben auf dem Gebiet der Erosionsbekämpfung, der Terrassierung, der Wildbacherbauung oder der Bewässerungssysteme lösen zu können. Die Ford-Foundation schrieb in ihrem Bericht über Indien, daß nur mit Hilfe eines Arbeitsdienstes diejenigen Arbeiten für die Dorfbewohner durchgeführt werden könnten, die bei der Verteilung des Bewässerungswassers dringend notwendig sind, wenn man daraus einen einigermaßen ausreichenden Nutzeffekt erzielen will. China hat gezeigt, daß ein totalitäres Regime, das gleichzeitig imstande ist, bei den Beherrschten einen gewissen Enthusiasmus zu erzeugen (was dem kommunistischen Regime zumindest in manchen Perioden gelungen ist), mit größtem Erfolg brachliegende Arbeitskraft mobilisieren kann. China hat die bewässerte Fläche zunächst durch eine große Anzahl von Kleinprojekten von 30 Mill. auf 60 Mill. Hektar gesteigert. Diese Differenz von 30 Mill. Hektar stellt das Vierfache der Bewässerungsfläche der USA dar. Einer meiner Mitarbeiter hielt sich monatelang in Dörfern der Republik China auf. Es scheint kein Zweifel daran zu bestehen, daß hier Gewaltiges geleistet wurde. Daß jetzt im Gefolge einiger Naturkatastrophen in China nicht mehrere Millionen Menschen verhungerten, ist nur der Tatsache zu verdanken, daß man durch die Mobilisierung der Arbeitskräfte einen wesentlichen Teil der Aufgaben auf dem Gebiet der Bewässerung gemeistert hat.

China ist allerdings noch weit davon entfernt, sein Ziel erreicht zu haben. Die Ströme müssen noch sehr viel mehr gezähmt werden, als bisher geschehen ist. Man will z. B. den Hwangho in 53 Staustufen aufgliedern, um dabei ein Dreifaches zu erlangen: Hochwasserschutz, Bewässerungswasser und elektrische Energie. Dieser Plan setzt eine riesige Investition voraus, aber man kann sie mit totalitären Methoden durchführen bei einem Volk, das so konformistisch ist wie das chinesische. Ob die gleichen totalitären Methoden bei den Indern, einem sehr viel weniger konformistischen Volk, welches darüber hinaus durch verschiedene Kasten und Sprachen zersplittert ist, funktionieren würden, ist zweifelhaft. Aber in den Ländern, in denen das Heer gut diszipliniert ist und den Kern für eine Arbeitsarmee abgeben könnte, sollte es doch möglich sein, mit dem Arbeitsdienst gute Erfolge zu erreichen, ohne daß die Freiheit der Menschen und die Verfügung über ihre Arbeitskraft in einer derartig radikalen Weise beeinträchtigt wird, wie es in China geschehen ist. Aber der Weg zur Überwindung des Hungers und der Armut in den Ländern Asiens ist lang und dornenreich.

Nun werden Sie mir sagen, das ist ja eigentlich eine fast hoffnungslose Perspektive, die hier entwickelt wird. Ich darf Ihnen darauf nur das eine erwidern, daß es keine hoffnungslose Perspektive sein darf. Wir können es uns unserer eigenen Existenz wegen nicht erlauben, daß dieses Experiment "Entwicklungshilfe" - insbesondere in Asien - ein Mißerfolg wird. Ich darf hier einige erschreckende

Zahlen anführen. Wir können die heutige Weltbevölkerung in drei Gruppen einteilen: 1. Die Bevölkerung der westlichen Welt, in welcher die Wirtschaft weitgehend auf der Grundlage von Privateigentum an Produktionsmitteln betrieben wird und in der die parlamentarische Demokratie herrscht; 2. den kommunistischen Block und 3. die Entwicklungsländer.

Heute verteilt sich die Weltbevölkerung auf diese drei Gruppen so, daß auf unsere westliche Welt 0,8 Milliarden Menschen entfallen, auf den kommunistischen Block 1 Milliarde und auf die Entwicklungsländer auch 1 Milliarde Menschen. Bis zum Ende unseres Jahrhunderts - das sind ja immerhin noch 39 Jahre - wird die Bevölkerungszahl unserer westlichen Welt nur von 0,8 Milliarden auf 1,2 Milliarden ansteigen, im kommunistischen Block aufgrund der riesigen Bevölkerungszunahme in China von 1 Milliarde auf 2,5 Milliarden und in den Entwicklungsländern ebenfalls von 1 Milliarde auf 2,5 Milliarden.

Die Erdbevölkerung am Ende unseres Jahrhunderts wird auf 6 bis 6,5 Milliarden geschätzt, und nur $\frac{1}{3}$ davon entfällt auf unsere Welt. $2\frac{1}{2}$ Milliarden Menschen werden im kommunistischen Block und $2\frac{1}{2}$ Milliarden in den Entwicklungsländern leben. Wenn unsere Hilfe für die Entwicklungsländer scheitert, wenn diese Länder gezwungen sind, die Russen und Chinesen als Berater und politische Leiter zu holen, dann werden in der Welt, in der unsere Kinder und Enkel leben sollen, auf jeden Menschen fünf Angehörige eines riesigen kommunistischen Machtblocks entfallen. Soll das die Welt sein, für die wir gearbeitet und gelebt haben? Wir müssen alles tun, um dies zu verhindern, und wir müssen diesen Kampf mit einem viel größeren Maß an Weitsicht und Opferbereitschaft aufnehmen als bisher. Ich halte die Aufgabe nicht für unlösbar. Sie ist allerdings nur unter bestimmten Voraussetzungen zu lösen. Die westliche Welt müßte alles tun, was sie kann - und das müßte ein Vielfaches von dem sein, was sie bisher tat. Und die Menschen in den Ländern, denen geholfen werden soll, müßten in einem ganz anderen Maße aufgerüttelt werden, damit sie sich selbst helfen können.

Buch

Darf ich Herrn Professor Baade herzlich danken für seinen Vortrag. Ich würde vorschlagen, daß wir mit der Diskussion beginnen.

Ich habe es übernommen, die Diskussion zu leiten. Wie Sie wissen, bin ich kein Praktiker, sondern Jurist, und ich möchte versuchen, mit ein paar Worten das zu umreißen, was für mich besonders bedeutsam war. Herr Professor Baade hat vorausgesetzt, daß Entwicklungshilfe eine humanitäre Aufgabe sei. Vielleicht kann man darüber diskutieren, wo die Grenzen einer humanitären Aufgabe liegen, ob die humanitäre Aufgabe nach Ort, Zeit, Rasse, Religion oder Politik zu fragen hat. Es würde mich ferner interessieren, ob die Diskussion sich dem Punkt zuwenden kann, wie weit es möglich ist, mit Menschenzahlen allein zu operieren, ob man von einer Gleichförmigkeit ausgehen kann und ob die politische Aufgabe die humanitäre überwiegt oder ihr nachgeordnet ist.

Ich möchte als dritten Punkt, der mir besonders aufgefallen war, unterstreichen, daß Herr Professor Baade gesagt hat, Deutschland möge froh darüber sein, daß es in der Lage ist, den zweitgrößten Beitrag zu leisten. Und da würde es mich sehr interessieren, was es volkswirtschaftlich überhaupt bedeutet, wenn - wie es offenbar ist - die Übertragung von Gütern oder Kaufkraft, sei es, ob sie sich Darlehen oder Geschenk nennen, in Wirklichkeit eine ohne Gegenleistung erfolgende ist und sein muß.

Müller-Marein

Ich könnte mir vorstellen, daß auch zu beraten sei, ob die Hilfe sowohl finanzieller als praktischer Art, die wir den unterentwickelten Ländern geben, richtig gestartet, richtig gezielt und so geplant wird, daß überhaupt etwas Vernünftiges dabei herauskommen kann. Mir scheint, daß es da verschiedene Theorien gibt. Es wäre zu erwägen, wie weit man Hilfsmaßnahmen konzentrieren kann, wie weit nicht.

Meyer-Abich

Vielleicht muß man auch darüber sprechen, inwiefern man die verschiedenen Entwicklungsländer auf dasselbe Niveau stellen darf oder nicht. Es gibt da ganz große Unterschiede. Die südamerikanischen Länder z. B. sind, verglichen mit Indien oder der Türkei, schon beinahe hochindustrialisierte Länder. Und die andere Frage, die mir auch nicht ganz unwichtig erscheint, betrifft die verschiedene Beteiligung der Nationen bei dieser Hilfe. Daß z.B. Nordamerika in erster Linie Südamerika helfen soll, liegt zwar sehr nahe, aber wenn man die Geschichte der Beziehungen zwischen Nord- und Südamerika ein bisschen näher kennt, muß man eigentlich sagen, daß sie stark vorbelastet sind.

Haffner

Professor Baade hat mit Recht die politischen und die wirtschaftlichen Aspekte der Entwicklungshilfe stark herausgestellt. Ein weiterer Punkt aber kann nicht deutlich genug betont werden: die Erziehungsaufgabe in diesen Ländern. Materielle Unterstützung ist vergebens, wenn wir den Menschen der Entwicklungsländer nicht helfen, erstens arbeiten zu lernen in einem Sinn, der der materiellen Hilfe entspricht, und zweitens in ihrer geistigen Entwicklung hinauszuwachsen über ihre Welt von Aberglauben, Animismus u.ä., die nun einmal in einer modernen Wirtschaft keinen Platz haben.

Eichborn

Herr Professor Baade, darf ich eine Frage anschneiden, über die Sie uns vielleicht etwas sagen könnten. Auf der internationalen Tagung der Entwicklungsakademie in Berlin haben die Amerikaner einige bemerkenswerte Ausführungen zu dem Thema "Investment and Man" gemacht. Wie groß, glauben Sie, würde unter Berücksichtigung des lautlosen Krieges, der sich zwischen Ost und West gerade auf diesem Gebiet abspielt, prozentual unser Anteil an Menschen sein, die wir bereit sind, aus unserem gesamten Bereich zur Verfügung zu stellen?

Baade

Darf ich zunächst einmal die Frage von Herrn v. Eichborn beantworten. Es ist gar kein Zweifel, daß die geistige Hilfe mindestens ebenso wichtig ist wie die rein materielle Hilfe. Die geistige Hilfe kostet auch Geld, sie wird sogar einen erstaunlich großen Betrag an Geld kosten. Der bloße Appell an den Idealismus junger Männer, den Spaten auf die Schulter zu nehmen und im Rahmen einer internationalen Armee in ein Entwicklungsland zu gehen und den Boden zu kultivieren, würde zu einer entsetzlichen Enttäuschung führen. Das Entscheidende ist zunächst nicht die Zahl, sondern die Qualität der Menschen, die wir in die Entwicklungsländer schicken. Die Qualität unserer Berater muß der Qualität der russischen Berater gleichwertig werden. Sie ist heute weit davon entfernt, nicht, weil sie technisch schlechtere Ingenieure und Werkmeister wären, sondern weil sie nicht menschlich und politisch vorher für diese Sache ausgewählt und geschult worden sind. Das russische System besteht darin, daß man möglichst verheiratete Leute mit ihren Frauen in diese Länder schickt, wodurch schon viele Probleme ausgeräumt werden, die sich ergeben, wenn man unverheiratete Leute herunterschickt. Das normale russische Beraterhepaar sieht so aus, daß beide etwas gelernt haben, was man in den Entwicklungsländern brauchen kann. Der Mann ist beispielsweise Pflanzenbauer und die Frau Tierzüchterin. Aber auch dann, wenn die Frau nicht aus dem Beruf des Mannes, wenn sie - was sogar besser wäre - Ärztin, Hebamme oder Krankenpflegerin ist, kann sie ihrem Mann gewaltig bei seiner Arbeit helfen. Diese beiden sind natürlich gesundheitlich daraufhin ausgewählt, daß sie in dem Klima dort auch wirklich arbeiten können, sie haben ihr Fach gründlich gelernt und sind durch Examina ausgewählt; sie können außer Russisch mindestens Englisch und eine Eingeborenen-sprache des Gebietes, in dem sie arbeiten wollen. Wenn wir uns nun fragen, wieviele landwirtschaftliche Berater dieser Qualität wir in Deutschland haben, so kommen wir über ein Dutzend nicht hinaus. Wir sollten aber - und jetzt komme ich auf Ihre Frage - hunderte, wenn nicht tausende vollausgebildete deutsche landwirtschaftliche Berater beisteuern können. Von einem solchen Berater zu verlangen, daß er als Arbeitsdienstfreiwilliger heruntergeht und in einer Lehmhütte lebt, ist absoluter Unfug. Er kommt uns nach ein paar Monaten krank zurück, wenn er überhaupt am Leben bleibt, und hat insgesamt, wenn er erfolgreich gearbeitet hat, ein Dorf irgendwie beeinflußt. Die Menschen, die wir hinausschicken, müssen dafür ausgebildet sein, an den in diesen Ländern zu gründenden Ausbildungsstätten für Dorfberater als Mitglieder des Lehrkörpers tätig zu sein. Dann können sie mindestens 100 Dörfer mit ihrer Arbeit beeinflussen. Die ökonomischen Bedingungen, die man solchen Menschen stellt, müssen dem entsprechen, was einem hochqualifizierten Spezialisten zusteht, d. h. sie müssen eine Bezahlung haben, die etwa in der Höhe von zwei Dritteln des Gehaltes eines Botschaftsrates liegt. Man muß diesen jungen Menschen, die einen großen Teil ihrer Jugend opfern, aber noch weitere Vergünstigungen geben. Eine der nächstliegenden ist die, daß man sie vom Heeresdienst befreit; denn sie gehen zum Heeresdienst an die wichtigste Front, an der um die Freiheit gekämpft wird. Aber man muß ihnen beruflich die Garantie dafür bieten, daß sie - wenn sie 5 Jahre geopfert haben - inzwischen in ihrer Laufbahn nicht zurückgeworfen sind, daß sie ihre Laufbahn also an einer entsprechend höheren Stelle fortsetzen können. Es wäre auch nicht verkehrt, wenn man sie so bezahlte, daß sie sich in der Zwischenzeit eine gewisse Summe ersparen könnten.

Neesen

In einigen Punkten habe ich eine andere Auffassung, Herr Professor Baade.

Ich komme aus der Großindustrie und denke an die Ausbildung von Ausbildern für die Entwicklungsländer, die Angehörige dieser Länder sind. Ich bin der Meinung, man sollte diese zukünftigen Ausbilder, die sogenannten Lehrgesellen, hier in Deutschland ausbilden. Ich kann hier ein Beispiel vorweisen: Im Jahre 1952 übernahmen wir bei der DEMAG A.G. in Duisburg 11 junge Pakistaner mit guter Schulbildung, guter technischer Veranlagung und aus gutem Hause in die Lehre, und zwar 6 Pakistaner als Maschinenschlosser-Lehrlinge und 5 Pakistaner als Dreher-Lehrlinge. Sie sind in unseren Lehrwerkstätten und in unseren Fertigungsbetrieben zu Facharbeitern ausgebildet worden und haben vor der Industrie- und Handelskammer ihre Facharbeiterprüfung nach deutschen Richtlinien abgelegt. Es wurde ihnen nichts geschenkt, weder theoretisch noch praktisch. Sie haben ihre Prüfung mit beachtlich guten Ergebnissen bestanden. Die theoretische Prüfung bestanden alle 11 Pakistaner mit "sehr gut" und "gut", die praktische Prüfung bestanden 2 mit "sehr gut", 4 mit "gut", 3 mit "befriedigend" und nur 2 mit "ausreichend".

Würden wir diese jungen Leute nun noch 1 bis 2 Jahre zu uns als Hilfsausbilder in die Lehrwerkstatt nehmen, sie an die Seite unserer erfahrenen Ausbilder stellen und ihnen die Methodik des Ausbildens noch etwas näher bringen, würden wir sie vertraut machen mit der Einführung an den Arbeitsplatz, mit der Durchführung der Zwischenprüfungen und der Vorbereitung auf die Abschlußprüfung, dann gingen diese jungen Leute geschult und ausgebildet in ihr Heimatland zurück und könnten dort unter Leitung eines deutschen Ausbildungsleiters in einer Lehrwerkstatt beachtliche Ausbildungsarbeit leisten.

Wenn ich mir vorstelle, daß wir einem solchen jungen Mann nach deutschen Verhältnissen 15 bis 20 Lehrlinge - Inder oder Pakistaner - zuteilen würden, könnten wir also mit einem Male 220 junge Leute in die Lehrwerkstatt einschleusen, die bis zu 2 Jahren hier verbleiben würden. Der deutsche Ausbildungsleiter hätte die Möglichkeit, für alles, was er an Weisungen und Unterweisungen mit den Lehrgesellen zu besprechen hätte, die deutsche Sprache zu gebrauchen; der Pakistaner könnte dann in seiner Landessprache seinen jungen Lehrlingen das vermitteln, was zur Ausbildung als Dreher, Schlosser usw. benötigt würde.

Auf diese Weise würde der Wirkungsgrad der Ausbildung vervielfacht.

Aus diesen Erwägungen heraus kann ich mich nicht ganz Ihren Ausführungen anschließen, nach denen wir deutsche Experten nach drüben schicken sollen, um von diesen ausländische Fachkräfte ausbilden zu lassen.

Wir bauen zwar bereits in den Entwicklungsländern vorbildliche Lehrwerkstätten, aber den Geist, der für eine solche Lehrwerkstatt notwendig ist, den geben wir noch nicht mit. Es wäre doch viel besser, wenn wir sagen könnten: "Wir geben Euch nicht nur eine Lehrwerkstatt, sondern auch Eure einheimischen Ausbilder".

Das würde natürlich einen zeitlichen Aufwand von 5 bis 6 Jahren bedeuten. Aber ich bin der Meinung, daß dadurch ein Weg beschriften würde, mit dem dann das Pferd von vorn aufgezäumt würde. Was fehlt denn in den Entwicklungsländern? Sie sagten es eben selbst: "Wir müssen bis in die entferntesten Dörfer gehen und das Handwerkliche an den Mann heranführen". Und das machen wir doch, indem wir den Facharbeiter ausbilden bzw. den angelernten Arbeiter.

Wenn wir den von mir beschriebenen Weg gehen, meine ich, kommen wir sehr schnell einen Schritt vorwärts.

Partikel

An diese Frage möchte ich gleich anknüpfen. Ich glaube, das widerspricht sich gar nicht. Gegenwärtig ist das Verhältnis zwischen akademischer und Facharbeiter-Ausbildung 100:10, während es doch eigentlich umgekehrt sein müßte. Abgesehen davon, daß es nicht möglich ist, die große Zahl der in den Entwicklungsländern erforderlichen Facharbeiter bei uns auszubilden, wäre es auch nicht sinnvoll, gerade die Jugendlichen nach Deutschland zur Ausbildung zu holen. Darüber liegen bereits genügend Erfahrungen vor. Es kommt vielmehr darauf an, in den Entwicklungsländern selbst Lehrwerkstätten und Ausbildungszentren zu schaffen und deutsche Ausbilder - mit den nötigen finanziellen Sicherungen und Anreizen - für einige Jahre dorthin zu schicken. Darüber hinaus müssen natürlich geeignete Menschen aus den Entwicklungsländern, die schon eine gewisse Grundlage dafür haben, in Deutschland ihre praktischen und theoretischen Kenntnisse vervollkommen können, um dann in ihren Heimatländern als Ausbilder eingesetzt zu werden. Dafür spricht auch die Tatsache, daß es wenig Zweck hat, einen Handwerker oder Facharbeiter hier in Deutschland auszubilden und ihn später in seiner Heimat seinem Schicksal zu überlassen. Schaffen wir dagegen in den Entwicklungsländern Ausbildungswerkstätten, so sieht man dort, wie eine zweckentsprechende

Werkstätte aussieht und organisiert sein muß. Sie ist dann gewissermaßen der Kristallisationspunkt für eine handwerkliche oder industrielle Entwicklung. Auch das ist von ausschlaggebender Bedeutung für den Erfolg der Entwicklungshilfe.

Der Vergleich der Entwicklungshilfe mit der Marshallplanhilfe für Deutschland ist falsch, weil es sich um völlig verschiedene Tatbestände handelt. Deutschland war ein hochindustrialisiertes Land, dem nur die Apparatur zerschlagen war und Kapital fehlte. Wir hatten aber genügend Menschen mit Erfahrungen und Kenntnissen, weshalb es uns auch möglich war, unsere Wirtschaft mit Hilfe von Marshallplanmitteln in einer verhältnismäßig kurzen Zeit wieder aufzubauen. Das gleiche gilt auch für Israel, das sich infolge der Einwanderung vieler hochbegabter und ausgebildeter Menschen aus modernen Industriestaaten sehr schnell eine blühende Wirtschaft aufbauen konnte, während die wirtschaftliche Entwicklung der arabischen, afrikanischen oder asiatischen Länder, in denen diese Voraussetzung fehlt, viel langsamer vor sich geht.

Knauff

Ich bin auch der Auffassung, daß in der ersten Phase der Entwicklungshilfe der Schwerpunkt bei der geistigen Hilfe liegen muß; denn bevor die Saat aufgehen kann, muß der Boden vorbereitet werden. Wir haben bisher mehr von der industriellen Seite gesprochen, also Heranbildung von jungen tüchtigen Handwerkern und anderen qualifizierten Arbeitern. Ich glaube, man sollte auch das Augenmerk auf die administrative Seite sehr stark richten, also das Heranziehen einer funktionsfähigen Beamtenschaft. Die Amerikaner haben ihr Geld nach dem Gießkannensystem irgendwohin fließen lassen. In den mittel- und südamerikanischen Staaten ist es wie durch einen Filter gegangen. Es war keine Beamtenschaft in unserem Sinne da, die an das Gemeinwohl in erster Linie denkt, sondern diese Leute denken in erster Linie an sich, sie haben also abgekremt und sich selbst bereichert. Der Sohn des ermordeten Diktators Trujillo soll aus der US-Hilfe etwa 1 Mill. US-Dollar (oder sogar noch mehr) für seine Zwecke in den USA ausgegeben haben. Das ist nur ein Beispiel. Sie finden diese Einstellung allgemein dort. Solange man also nicht dahin kommt, auch eine Beamtenschaft, die einen etwas preußischen Geist hat, heranzuzüchten, nützt die rein finanzielle Hilfe nichts, im Gegenteil: sie schadet meines Erachtens nur; denn die Reichen werden noch reicher und die Armen bleiben auf ihrem Stand, d. h. die Differenz wird vergrößert und die sozialen Gegensätze werden noch schärfer.

Kühnau

Dies bezieht sich mit einer gewissen Abänderung auch auf die Ausbildung der Ärzte, die wir in die Entwicklungsländer schicken. Die Medizin hat ja ein ausschlaggebendes Wort in der Entwicklungshilfe insofern mitzureden, als ein großer Teil der Rückständigkeit in diesen Ländern auf unzulänglichen sanitären Verhältnissen und auf der Unkenntnis der richtigen Ernährung beruht. Gerade die Ernährung steht in einem besonderen Brennpunkt der Entwicklungshilfe, und da muß, glaube ich, die ärztliche Mitwirkung besonders berücksichtigt werden. Wir dürfen die Tatsache nicht unterschätzen, daß wir die Ärzte nicht in ihren Ländern ausbilden können, sondern die jungen Studierenden zu uns nach Europa in die Zentren der westlichen Zivilisation holen müssen, damit sie dann nicht nur als Ärzte in der Praxis, sondern auch als Vermittler der Kenntnisse, die wir ihnen auf unseren Universitäten mitgeben, auf andere lernbegierige Eingeborene weiterwirken. Wir sehen das Beispiel der afro-asiatischen Universität in Moskau, die ungeheure Erfolge erzielt und mit der wir in den westeuropäischen Ländern (vielleicht von England abgesehen) bisher nicht konkurrieren können. Es bestehen da große Lücken, und wenn ich z. B. das Interesse des Wissenschaftsrates an dem Ausbau der Universitäten betrachte, dann vermisse ich bei seinen Bestrebungen vollkommen das Interesse an den ausländischen Studierenden, das in der Planung des Wissenschaftsrates überhaupt keine Rolle spielt. Bei den Überlegungen, die der Neuordnung unserer Universitäten gewidmet sind, findet das außerordentlich wichtige Problem der wachsenden Zahl ausländischer Studierender eine zu geringe Berücksichtigung. Ich glaube, wir müssen dieser Tatsache auch deswegen unsere Aufmerksamkeit zuwenden, weil durch die Ausbildung einer gewissen mittleren geistigen Führungsschicht, der auch die Ärzte angehören, auch gleichzeitig diejenigen Kräfte mit herangebildet werden, die einen geistigen Kontakt der Entwicklungsländer mit den westlichen Zivilisationen herbeiführen und ihn verstärken sollen. Denn diese jungen Leute, die hier bei uns studieren, lernen ja die westliche Welt erst mit eigenen Augen kennen. Die wir hinüberschicken, die vermitteln den Angehörigen der Entwicklungsländer keine Erfahrung über die westliche Zivilisation, welche ihnen Hilfe bringen soll und mit welcher sie in Kontakt kommen sollen. Diese Frage des Kontaktes müßte auch mehr berücksichtigt werden. Wir sehen ja leider, daß der Kontakt bei uns viel zu wenig gefördert wird, daß unsere westeuropäische Bevölkerung zwar das Problem der Entwicklungshilfe aus den Zeitungen und aus allen möglichen Aufrufen kennt, aber nicht aus der persönlichen Erfahrung, die sie natürlich nur

gewinnen kann durch persönlichen Kontakt mit dem Gast aus Asien oder Afrika, der hierher kommt. Unsere hamburgische Bevölkerung ist ja leider so negativ eingestellt gegenüber den ausländischen Studierenden, daß wir erst einmal eine Erziehungsarbeit im eigenen Lande leisten müssen, um die menschliche Solidarität mit diesen jungen Leuten herzustellen, mit denen wir gemeinsam ein weltweites und entscheidendes Problem zu lösen haben. Dieses Problem ist außerordentlich kompliziert, und ich möchte aus den eben dargelegten Gründen bitten, die Ausbildung der jungen Angehörigen der Entwicklungsländer an unseren Universitäten und Studienanstalten bei unseren heutigen Überlegungen nicht allzusehr in den Hintergrund treten zu lassen.

Neesen

Ich möchte Ihnen mit Ihren Ausführungen recht geben und das, was Sie sagten, auch auf die Ingenieure übertragen. Aus meiner Erfahrung weiß ich, daß die ausländischen Führungskräfte, die für die Führung der von uns im Ausland zu erstellenden Hüttenwerke vorgesehen sind, bei uns hier in Deutschland auf ihrem speziellen Fachgebiet ausgebildet werden. Dann gehen sie als Führungskräfte wieder zurück in ihr Heimatland. Wenn Sie von den ausländischen Studierenden sprechen und überhaupt von der akademischen Schicht - ich denke jetzt an Indien;-, dann möchte ich dazu ergänzend sagen, daß wir in diesem ersten halben Jahr allein über 500 Bewerbungen bekommen haben von indischen Ingenieuren, die hier ein Praktikum ableisten möchten, d. h. ihre Fähigkeiten durch die Aneignung handwerklicher Fertigkeiten vervollkommen möchten. Wir haben aber keine Bewerbung bekommen von einem Inder, der Facharbeiter werden möchte. Das indische Akademikertum ist derart ausgeweitet, daß wir m. E. auf diesem Sektor getrost zunächst etwas kurz treten und uns nur auf einige Führungskräfte beschränken sollten. Entscheidend für die nächste Zukunft ist der Facharbeiter, der das ausführt und auszuführen in der Lage ist, was der Ingenieur oder Konstrukteur ihm vorschreibt.

Müller-Marein

Ich bin Mitglied einer Gesellschaft zum Studium europäischer Verhältnisse, die alle halben Jahre eine sogenannte "table ronde" veranstaltet. Da fand im vorigen Jahr eine solche über drei Tage gehende Besprechung statt, die ausschließlich der Entwicklungshilfe gewidmet war. Bei diesen Tagungen zeigt sich meist, daß ein Mensch - und oft einer, von dem man es nicht erwartet hat - besonders in den Mittelpunkt tritt. In dem Fall dieser Konferenz, bei der übrigens fast die Hälfte der Gäste aus Afrika kamen, was bei dem Tagungsort Paris ja nahe liegt, stellte sich heraus, daß es der französische Ingenieur Fernand Grégoire war. Fernand Grégoire war zunächst in Frankreich herumgereist und hatte Fabriken nach ihrer Rentabilität, nach den sozialen Verhältnissen und den Entwicklungsmöglichkeiten untersucht. Eines Tages hat er sich besonders der afrikanischen Verhältnisse angenommen. Dieser Mann konnte präzise auf ganz präzise Fragen Antwort geben. Und sowohl die schwarzen Mitglieder der Tagung wie die weißen stellten immer wieder präzise Fragen: Was wird in welchem Land gebraucht? Jedenfalls hat sich bei dieser Tagung herausgestellt, daß ein Mann mit einem Team von 100 Mitarbeitern gute Vorarbeit leistet, die mir für unsere deutschen Verhältnisse zu fehlen scheint.

Körper

Darf ich an meinen Vorredner anknüpfen und einige grundsätzliche Gedanken formulieren.

Auf vielen internationalen Tagungen sind durch berufene Sachkenner Umfang und Bedeutung der Entwicklungshilfe klar herausgestellt worden. Die daran interessierten Kreise kennen die stürmische nationale Bewegung, die jene Länder erfaßt hat; und man weiß um das Drängen nach politischer Unabhängigkeit und um die Versuche, Jahrhunderte wirtschaftlichen und zivilisatorischen Rückstandes zu überspringen. Aber man ist überall dort, wo dieses Problem diskutiert wird, besorgt, da die Voraussetzungen zur Erreichung dieser Ziele nicht genügen. Die Ungewißheit über die politischen Konsequenzen, die sich aus dem berechtigten Drängen nach Freiheit, Selbständigkeit, wirtschaftlichem und sozialem Fortschritt ergeben, wird sichtbar in der Größenordnung der Hilfeleistung, die die einzelnen Staaten diesen Ländern gewähren. Die Existenz der Sowjetunion ist nicht zuletzt eine wesentliche Triebfeder für die Entwicklungshilfe, und diese Triebfeder ist teilweise die Angst. Denn warum setzt die Entwicklungshilfe gerade jetzt ein? Zwischen Mitleid und Furcht gegenüber den Entwicklungsländern pendeln somit die Hilfsaktionen planlos hin und her. Hinzu kommen leider fragwürdige Absichten einzelner Gruppen, die versuchen, eigene wirtschaftliche Vorteile und kaufmännische Erwägungen in dem Rahmen sog. Hilfeleistungen in den Vordergrund zu schieben.

Wir müssen also feststellen, daß wir leider ziemlich plan- und hilflos der Problematik der Entwicklungshilfe gegenüberstehen. Es liegt nahe, daß man dazu neigt, eigene Vorstellungen und eigene Lebensformen als die einzig praktikablen anzusehen und daher glaubt, sie müßten überall Geltung haben. Dem ist natürlich nicht so, denn letzten Endes muß jedes Volk seinen eigenen Weg suchen und finden. Unsere Aufgabe sollte es sein, diesen Ländern auf ihrem Entwicklungsweg zu helfen, d.h. das Heranreifen zur Einsicht über zweckmäßige Maßnahmen zu fördern und zu unterstützen; letztlich aber - und das ist entscheidend - müssen die Dinge im Volke selbst wachsen. Sie können und werden nur wachsen mit der Hebung des Bildungsniveaus der Massen, denn nur so wird eine neue Gesellschaft.

Wenn man sich dessen bewußt wird, daß es keine Hilfe bedeutet, anderswo Gewachsenes und in anderen Ländern Bewährtes einfach zu übertragen, dann ergeben sich für die Hilfeleistungen auf allen Gebieten völlig andere Aspekte. Sicher werden wir auch heute hier in diesem Kreis kein Rezept finden, das uns aus der schwierigen Problematik der Entwicklungshilfe herausführt und uns ein Allround-System beschert, das die Entwicklungsländer und damit uns selbst zu den erstrebten Zielen führt.

Zweifellos könnten die Hilfsaktionen zum Wohle der Länder erfolgreicher durchgeführt werden, wenn man in der Lage wäre, beschleunigt das Bildungsniveau breiter Schichten zu heben. Diese äußerst langwierige, gigantische, aber unbedingt notwendige Aufgabe der Erziehungs- und Bildungsarbeit muß meiner Ansicht nach klar herausgestellt werden, um die Ausgangsbasis unserer Aktionen zu erkennen. Wenn wir uns fragen, welche Aufklärung und Bildungsarbeit wir in diesem Sinne eigentlich leisten, so kommen wir zu trüben und bedauerlichen Feststellungen. Während alljährlich die Sowjetunion und China etwa 3 Milliarden 600 Millionen Bücher in fremden Sprachen herausbringen, so muß demgegenüber leider notiert werden, daß die US Information Agency, das größte westliche Unternehmen dieser Art, nur 5 Millionen, also 720 mal weniger liefert. Diese Bücher des Ostens werden in Rußland und China gedruckt, aber für den Vertrieb und das Verteilen in den verschiedenen Ländern in Europa, Asien, Afrika und Amerika werden Agenten und Devisen gebraucht. Diese Devisen liefert die kapitalistische Welt mit dem Osthandel. Unsere Situation wird wohl am besten durch einen Satz Lenins herausgestellt, der einmal sagte: "Wenn die kommunistischen Länder erst soweit sind, daß sie mit den Ländern des Kapitalismus Handel treiben können, dann stellt damit der Kapitalismus selbst die finanziellen Mittel zur Verfügung, mit denen sein eigenes Grab geschaufelt wird". Von Chruschtschow stammt der Ausspruch: "Durch Handel können wir Mächte, die gegen uns sind, vernichten".

Um nun aus dieser "Totengräber-Lethargie" herauszukommen, möchte ich versuchen, mit einer Empfehlung einen kleinen Beitrag zu leisten. Ich setze voraus, daß die Instanzen und Persönlichkeiten, die in der freien Welt über Publikationsmittel verfügen - und damit meine ich vor allem die Presse;-, über alle nationalen und sonstigen Interessen hinausgehend sich darüber einig sind, daß gegenüber der totalitären Herausforderung des Ostens der zukünftige Bestand der freien Welt von der Freundschaft, d. h. von unseren guten Beziehungen zu den Entwicklungsländern, abhängt; denn es werden jedenfalls diejenigen Völker führen, die die anderen mehrheitlich hinter sich auf dem eigenen Wege wissen.

Zweifellos hat die Presse der freien Welt schon durch Publikationen über die Notwendigkeit der Hilfsaktion beachtliche Aufklärung geleistet, doch werden diese im Geiste der Humanität und aus wirtschaftspolitischen Erwägungen heraus geschriebenen Artikel mehr oder weniger nur von den daran interessierten Kreisen gelesen. Breite Schichten, die in der Presse leider nur die Befriedigung ihrer Sensationsbedürfnisse suchen, werden kaum von Artikeln über Entwicklungshilfe angesprochen. Wenn wir bedenken, daß immer mehr Menschen, sei es als Studenten oder sonstige Besucher, in die Länder der freien Welt kommen und daß immer mehr Menschen aus der freien Welt, sei es als Monteure oder sonstiges Personal, in die Entwicklungsländer gehen, so muß für die Kontaktpflege dieser Menschen untereinander eine wesentlich stärkere Aufklärungsarbeit geleistet werden.

Als Hilfe für diese Erziehungs- und Aufklärungsarbeit möchte ich folgenden, wenn auch nicht ganz einfachen, so doch praktikablen Vorschlag unterbreiten. Erstens: Die führenden Zeitungen der freien Welt sollten Delegierte in einen Ausschuß entsenden. Dieser Ausschuß hat dafür zu sorgen, daß bebilderte Artikelserien etwa im Walt-Disney-Stil produziert werden, die die Erziehungs- und Aufklärungsarbeit für die Entwicklungsländer und unsere notwendige Kontaktpflege zu ihnen zum Thema bzw. als Leitfaden der dargestellten Handlungen haben sollen. Derartige Bildererien müßten die Werte unserer Freiheit und die Beachtung der Menschenrechte gegenüber den Verfahrensweisen des östlichen ideologischen Zwangssystems mit dem üblichen knappen Text hervorheben. Man könnte dadurch, zu unser aller Segen, die heute in so vielen Zeitungen in unendlicher Folge anzutreffenden primitiven Bildererien der Liebhaber-, Bravourhelden- und Kriminalstories ablösen. Es

ist bestimmt möglich, derartige aufklärende Bilderserien mit dem gleichen für die breiten Schichten notwendigen Reiz auszustatten, wenn man dabei z. B. den Erfindungsreichtum der Werbefachleute für die Konsumgüterindustrie hinzunimmt. Um den verantwortlichen Zeitungsleuten diese Aufgabe etwas zu erleichtern, sollte zweitens: die Wirtschaft und insbesondere die Konsumgüterindustrie, die ja einen großen Teil ihrer Rohstoffe, wie Tabak, Kaffee, Kakao, Gummi, Wolle, Zucker, Reis usw. aus den Entwicklungsländern bezieht, ihre für die Presse so interessanten und lukrativen Werbeanzeigen für den Absatz ihrer Erzeugnisse besonders bevorzugt in den Tageszeitungen placieren, die derartige Bilderserien veröffentlichen.

Daß dieser Vorschlag als Aufklärungsbeitrag der Presse keineswegs die anderen dringend notwendigen humanitären und materiellen Hilfsaktionen schmälern darf, versteht sich von selbst. Doch bedenken Sie, daß wir uns zwar über die analphabetischen Bilderserien in den Zeitschriften zivilisierter Nationen entrüsten, daß aber derartige Ausdrucks- und Mitteilungsformen ein Verständigungsmittel sein könnten, die auch bei den ungeschulten Völkern weitestgehend verstanden werden. Dieser simple Vorschlag, zu dem doch nur ein wenig private Initiative der Presse und der Konsumgüterindustrie gehört, enthält mehrere nicht zu unterschätzende Chancen:

1. Er dient der allgemeinen Aufklärung und befriedigt Primitivbedürfnisse eigener breiter Schichten.
2. Bildfolgen in der Sprache der Comics werden auch von den Völkern der Entwicklungsländer begriffen und könnten als Sonderdrucke dorthin gelangen.
3. Zur Durchführung dieses Vorschlages ist kein besonderes Investitionskapital erforderlich, weil die Comics ohnehin schon jetzt finanziert werden.

Dieser Vorschlag ist, so simpel er auch fürs erste erscheinen mag, ein praktischer Beitrag zur "Völkerverständigung". Er hat den Vorzug, breite Schichten anzusprechen.

Schoberth

Man wird sich in diesem Zusammenhang aller Hilfsmittel bedienen müssen, die uns die Psychologen und die Auslandswissenschaftler zur Verfügung stellen. In den Vereinigten Staaten versucht man, Stereotypen abzubauen, die der notwendigen Verständigung zwischen Farbigen und Weißen entgegenstehen. Die heutigen Arbeitsweisen im Bereich der Kommunikationsmittel haben einen Raum erschlossen, der von den Comics bis zum Fernsehen reicht. Unser europäisches und außereuropäisches Spannungsfeld ist gewiß anderer Natur als das der Vereinigten Staaten. Aber auch wir müssen unter uns - und vor allem in Bezug auf die Gruppierungen innerhalb der Entwicklungsländer - erlernte Verhaltensweisen, übernommene, tief verwurzelte Einstellungen und Wertsysteme umgestalten, so rasch und intensiv wie möglich.

Pentzlin

Da die Presse angesprochen worden ist, möchte ich etwas von meinen persönlichen Erfahrungen berichten. Im Jahre 1953 besuchte ich Lybien als das Land, das damals das Musterbeispiel für Entwicklungshilfe war. Dort betätigten sich die Vereinten Nationen mit ihren Hilfsorganisationen; die Amerikaner vollbrachten ihre ersten großen Leistungen unter dem Punkt-IV-Programm in Lybien; dort waren auch die Engländer und Franzosen mit ihren Hilfeleistungen anzutreffen. Doch die Berichte, die ich von der Entwicklungshilfe und ihrer Bedeutung am Beispiel Lybien in der Zeitung veröffentlichte und die auch im Rundfunk verbreitet wurden, fanden gar keinen Widerhall. Ich setzte mich damals mit einer Reihe führender deutscher Industrieunternehmen in Verbindung und bat sie, die Arbeiten der UNO und der anderen Staaten in Lybien zu unterstützen. Es hätte schon genügt, wenn die Industrieunternehmen von dem Werbematerial, das sie in Massen hinauswarfen, etwas den Lehrern zur Verfügung gestellt hätten, die im Auftrage der UNO und der Organisation des Punkt-IV-Programms in Lybien arbeiteten. Mit geringen Mitteln wäre damals ein großer Erfolg zu erzielen gewesen. Doch die deutsche Industrie interessierte sich 1953 überhaupt nicht für Entwicklungshilfe. Das wurde erst anders, als die Devisensituation der Bundesrepublik sich änderte. Als der Devisenmangel vom Devisenüberschuß abgelöst wurde, gab es keine Exportförderungshilfen mehr unter dem Motto "Devisenbeschaffung". Jetzt ging es darum, Exportgarantien und andere Exporthilfen unter einem neuen Motto zu gewinnen. Dieses Motto hieß jetzt "Entwicklungshilfe". Seitdem haben wir das lebhafteste Interesse der Wirtschaft für Entwicklungshilfe. Gleichzeitig fanden viele Leute, die nichts Besseres zu tun hatten, daß sie sich auf dem Felde der Entwicklungshilfe betätigen könnten. Es setzte eine Flut der Gründung von Organisationen für Entwicklungshilfe ein. Diese Geschäftigkeit hat die Entwicklungshilfe in den breiten Kreisen der Öffentlichkeit in Verruf gebracht. Deswegen ist es wohl nur gut, wenn die Presse nicht allzu viel über sie schreibt.

Aus grundsätzlichen Erwägungen muß ich gegen den Vorschlag von Herrn Dr. Körber Stellung nehmen. Es geht nicht, daß ein Anzeigenauftrag mit redaktionellen Auflagen gekoppelt wird. Jede anständige Zeitung wird solche Koppelung zurückweisen - auch wenn sie sich verpflichten soll, in ihrem redaktionellen Teil die schönsten Dinge zu berichten; selbst die Verkuppelung mit dem Abdruck eines Bibelspruches müßte sie zurückweisen. Denn morgen kann ein anderer Anzeigenauftrag mit anderen Forderungen an die Redaktion verkoppelt werden. Deshalb müssen die Zeitungen jede Koppelung ablehnen. Principiis obsta! Wenn die Konsumgüterindustrie glaubt, daß stärker auf die Entwicklungshilfe hingewiesen werden soll, dann muß sie es selbst in ihrer Werbung tun. Sie kann ja in ihre Werbung für Zigaretten oder Schokolade den Spruch aufnehmen: "Vergiß den Bruder im Entwicklungsland nicht" - von ihm stammt der Tabak, die Kakaobohne.

Partikel

Herr Dr. Körber sprach doch davon, daß die Öffentlichkeit viel mehr über die Notwendigkeit der Entwicklungshilfe aufgeklärt werden müßte. Das ist nur zu unterstreichen. Ich habe bei einer Straßensammlung in Frankfurt - die vom Deutschen Gewerkschaftsbund unter dem Motto: "Wir helfen den Entwicklungsländern" durchgeführt wurde - erlebt, daß viele Menschen sagten: "Ja, sorgt nur dafür, daß die Entwicklungsländer eine gute Konkurrenz für uns werden." Diese Äußerungen zeigen sehr deutlich, daß noch viel mehr getan werden muß, um auch der Öffentlichkeit in Deutschland klarzumachen, daß die Gefahr für uns nicht die mögliche Konkurrenz ist, sondern der Hunger, das Elend und die Not der Menschen.

Der Bezirksjugendausschuß der IG Metall in Hamburg hat vor einigen Wochen eine Aktion gestartet, in der man für acht junge Nigerianer 50000,- DM aufbringen will, um eine 3¹/₂ jährige Berufsausbildung für sie zu ermöglichen. Interessant ist nun, daß bei dieser konkreten Zielsetzung die Bereitschaft zu finanziellen Opfern wesentlich größer ist als bei einer Sammlung für den anonymen Begriff "Entwicklungshilfe". Ich bin mir natürlich darüber im klaren, daß mit derartigen Veranstaltungen, die ja immer nur ein Tropfen auf den heißen Stein sein können, nicht der Stein der Weisen gefunden worden ist. Sicherlich kann jedoch durch solche Mittel der Öffentlichkeit bewußt gemacht werden, worum es bei der Entwicklungshilfe eigentlich geht.

Müller-Marein

Es ist publizistisch möglich, die Leute in der Bundesrepublik für bestimmte Völker zu interessieren, sozusagen gefühlsmäßig Sympathie zu erwecken. Würde dies aber nicht voraussetzen, daß unsere Entwicklungshilfe sozusagen schwerpunktmäßig vorgehe? Wollten wir beispielsweise alle unsere wirtschaftliche und pädagogische Kraft in die von Professor Baade genannten Länder stecken - Indien, Pakistan und Türkei;-, so wäre es, glaube ich, eine leichtere Aufgabe der Presse, diese Völker uns näher zu bringen. Ich glaube, eine so große Aufgabe wie die Entwicklungshilfe verwirklicht sich eher mit einer Aktion der Liebe als der Angst. Aber ist das Durcheinander nicht vorerst noch so groß, daß wir, bevor wir mit dieser Liebesaktion einsetzen können, erst wissen müßten, was wir tun sollen? Ich möchte nicht gern den Generalfeldmarschall Kesselring zitieren - ich war nicht so gern Soldat;- , aber es ist doch nicht uninteressant, daß er von erfolgreichen militärischen Aktionen gesagt hat: "Klotzen, nicht kleckern!" Was tun wir in der Entwicklungshilfe, Herr Professor Baade, "klotzen" oder "kleckern"?

Meyer-Abich

Ich möchte meinen, daß es äußerst gefährlich wäre, wenn wir uns nur für Indien oder die Türkei engagieren würden, wo wir doch viel wertvollere und ältere Freunde haben. Zufällig hatte ich heute nachmittag in der Ibero-Amerika-Stiftung eine Gruppe von iberamerikanischen Lehrern aus Argentinien, Chile und verschiedenen anderen südamerikanischen Ländern zu begrüßen, und ich war nicht schlecht überrascht, als von allen Seiten über unser nicht genügendes Interesse Klage geführt wurde: "Ihr interessiert Euch ja gar nicht mehr für uns, was wollt Ihr eigentlich, sind Euch denn wirklich die Afrikaner mehr wert als Eure alten Freunde?" Zu dieser Frage "Südamerika und wir" oder "Nordamerika - Südamerika" möchte ich noch folgendes sagen. Zweifelsohne hat kein Land so viel für Südamerika getan und tut es immer noch wie Nordamerika. Aber es ist auch sicher, daß kein Land damit bei den Südamerikanern so schlecht angekommen ist wie Nordamerika! Und das ist leider nicht zuletzt gerade die Schuld von Nordamerika selbst! Was man früher "Dollarimperialismus" nannte, hat in der wirtschaftlichen Entwicklung Südamerikas sicher auch eine große Rolle gespielt. Das gilt besonders gerade auch für Cuba bis in die jüngste Zeit. Aber diese Unternehmungen dienten ausschließlich der USA-Wirtschaft selbst. Zur eigenen autonomen Entwicklung der von ihr betroffenen Länder trug sie nur wenig bei. Das erkennt man am besten an den vom "Dollarimperialismus" selbst

bewirkten "Revolten" in Südamerika. Man denke an die Gründung des Panama-Staates. Als vor wenigen Jahren die Regierung von Guatemala den Nordamerikanern unangenehm wurde, wurde sie noch nach dem alten Rezept beseitigt mit einem Häuflein gemieteter Söldner. In Cuba glaubte man noch genauso vorgehen zu können, aber man ist schwer damit reingefallen. Castro ist ein wirklicher Revolutionär, er vertritt nicht eine Gruppe, die auch einmal wieder abdankt, worauf dann wieder Neue kommen, die sich alle als "lächelnde Auguren" gentlemanlike behandeln, zuerst in die Gesandtschaften flüchten und dann vorübergehend emigrieren. Der Fidelismo hat ganz anders gearbeitet, er repräsentiert eine wirkliche Revolution. Ich weiß auch aus eigener Erfahrung, weil ich vor zwei Jahren in Habana gewesen bin, daß der Fidelismo nicht von vornherein kommunistisch war. Damals waren wir zum Humboldt-Jubiläum dort, und die ganze Regierung (die Castro-Leute waren damals schon ein halbes Jahr am Ruder) war mit Begeisterung zugegen. Auch eine kleine Abordnung aus der DDR war da und hat ganz verschämt und heimlich einen Kranz am Humboldt-Denkmal niedergelegt, der aber am nächsten Tag, als wir dasselbe taten, schon verschunden war. Der Fidelismo war also keineswegs a priori kommunistisch, sondern ist von Amerika regelrecht dorthin gedrängt worden. Franco hat ganz recht mit seiner Kritik, die er kürzlich an Amerika geübt hat. Ich glaube deshalb, daß wir sehr töricht handeln würden, wenn wir uns mit Amerika dahin einigten, daß die USA allein Südamerika "entwickeln" sollen. Die Kennedy-Regierung scheint gerade durch das Cuba-Abenteuer wirklich etwas gelernt zu haben. Kennedy ist glücklicherweise noch jung genug, um nun auch die Konsequenzen daraus zu ziehen. Aber die Entwicklungshilfe der Nordamerikaner würde dennoch sehr schlecht ankommen, wenn sie sie allein bringen wollten. Sie sollten versuchen, das vielmehr durch Europa und uns zu tun. Also: auf keinen Fall dürfen wir uns nur auf Asien und Afrika abdrängen lassen und dabei unsere alten Freunde in Südamerika vergessen. Das Ergebnis würde nur sein, daß die Südamerikaner den Nordamerikanern noch viel mehr entfremdet werden, als sie es immer schon gewesen sind. Wir jedenfalls hätten gar nichts gewonnen, würden vielmehr von den Südamerikanern nur Klagen ernten, und zwar berechnete.

Schoberth

Darf ich - nach der Gesprächspause - auf einige Fragen eingehen, die uns im Zusammenhang mit der großen Zahl von Studierenden aus den Entwicklungsländern Sorge bereiten. Auch hier erkennen wir, daß wir sachbezogen vorgehen müssen, wenn wir gute Ergebnisse zeitigen wollen.

Die Carl-Duisberg-Gesellschaft nimmt uns manche Arbeit ab. Ihr Einsatz ist besonders fruchtbar im wirtschaftlichen, naturwissenschaftlichen und technischen Bereich. Die Auslandsämter der Hochschulen allerdings sind meist überfordert, da unsere Hochschulen in ihrer Ordnung, in der Anlage des Studiums oder in den Beziehungen der Studenten untereinander und zur Hochschule die massierten Aufgaben nur schwer bewältigen können. Was heißt hier "Betreuung" angesichts der Flut ausländischer Studierenden? Wie stellen wir ein Loyalitätsgefüge her? Es wurde vor einiger Zeit der Vorschlag gemacht, eine englischsprachige Hochschule im Bundesgebiet zu errichten. Das ist aber, wie man sofort erkannte, kein Ausweg. Wir haben jedoch keine Zusammenhalte, keine Klammern, die sich (wie in USA oder England) aus studentischen "Jahrgängen" ergeben. Wir haben ungenügend Heime, ungenügend selbstverständliche studentische Wohngemeinschaften. Wir kennen die Campus-Idee nicht, es fehlt an Tutoren englischer Art, die besonders für Ausländer notwendig wären, weil sie aus anderen schulischen Arbeitsweisen kommen. An unserer akademischen Verfahrensweise wollen wir offensichtlich nichts ändern. Wir müssen uns aber, wenn uns an den Ausländern liegt, trotz allem deutlicher um sie annehmen, ausbildungsmäßig, menschlich und gesellschaftlich. Die Hilflosigkeit wird ja durch die Sprachschwierigkeiten gesteigert, durch das Fehlen einer lingua franca. Wir müssen uns an den Universitäten "kontemporär" verhalten, wenn wir die Gefahren überwinden wollen, die von unserem Land bis in die Entwicklungsräume reichen. Wer sich um Integration bemüht, darf nicht allzuviel dem Zufall überlassen.

Baade

Ich bin der Meinung, daß wir gegenwärtig zuviel Gewicht auf die Ausbildung von Studenten aus den Entwicklungsländern in Deutschland legen und zuwenig auf die Ausbildung der Führungskräfte in ihrem eigenen Lande. Bei den Orientalen z. B. besteht die große Gefahr, daß der Intellektuelle, der Student, jeder, der lesen und schreiben kann, keine Handarbeit mehr verrichten will und nur einen Schreibtisch in der Hauptstadt erstrebt. Diese Länder brauchen für den Kampf gegen Hunger und Armut nicht so sehr Generalstabsoffiziere als Unteroffiziere. Wir müssen diese Unteroffiziere ausbilden helfen, indem wir deutsche Kompanieführer, um in dieser Terminologie zu bleiben, als Lehrkräfte an die Ausbildungsstätten schicken, die in diesen Ländern eingerichtet werden müssen.

Und bezüglich der Studenten, die wir aufnehmen, müssen wir, wie Professor Schoberth betonte, ihre Betreuung gewaltig intensivieren. Es wurde mir neulich von einem Kollegen mitgeteilt, daß an einer Technischen Hochschule 80% der Ingenieure, die von dort gekommen waren, durchs Examen gefallen sind. Das ist nicht nur eine Katastrophe für denjenigen, der durchgefallen ist, das ist eine Katastrophe für uns. Was soll denn der Durchgefallene, wenn er in sein Dorf, in seine Kleinstadt zurückkehrt, den Leuten erzählen? Wir erziehen möglicherweise Agitatoren gegen uns, wenn wir nicht dafür sorgen, daß diejenigen, die als Studenten zu uns kommen, von Anfang an so betreut werden, daß sie nicht nur ausreichend Deutsch lernen, sondern auch ihre Studien erfolgreich betreiben können.

Voigt

Nach Auskunft des Akademischen Auslandsamtes an der Universität Hamburg studieren an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Hamburg im Sommersemester 1961 161 Ausländer. Ich habe mir große Mühe gegeben, diese ausländischen Studenten anzusprechen, habe besondere Übungen für sie eingerichtet und sie oft persönlich eingeladen.

Die Erfahrungen, die ich mit der Gruppe der Ausländer machen konnte, sind nicht einheitlich. Ein Teil von ihnen studiert offensichtlich nicht ernsthaft. Wir haben andere, die wegen mangelnder Ausbildung an Universitäten anderer Länder nicht unterkamen und auch bei uns Schwierigkeiten haben, in Vorlesungen und Übungen zu folgen, über diese Gruppen will ich jetzt nicht sprechen, sondern lediglich über die ausländischen Studenten, deren Ausbildungsniveau den deutschen Studenten mindestens gleich ist und die fleißig und interessiert sind.

Auffällig wenige von ihnen bestehen die Examen an unserer Fakultät. Meist resignieren sie schon vor dem Examen und kehren enttäuscht und verbittert in ihre Heimat zurück. Die Art des Lehrbetriebs an den geisteswissenschaftlichen Fakultäten der deutschen Universitäten ist für einen großen Teil dieser oft sehr wertvollen Menschen nicht geeignet. Ein Inder beklagte sich kürzlich bitter bei mir, daß er sich innerhalb der deutschen Universität vorkomme, als ob er sich in einem großen Wald verirrt habe. Er beschwert sich, daß er einsam in der Vorlesung sitzt, daß ihm niemand hilft, mit den wissenschaftlichen Problemen fertig zu werden, um die er angesichts seines besonderen Erlebnishorizontes ringt. Ein griechischer Student legte mir gerade einen Aufsatz vor, in dem er sich darüber beklagt, daß er in den deutschen nationalökonomischen Fakultäten zwar viel über die modernste Diskussion der englischen und amerikanischen Nationalökonomien über die Wirtschaftsmodelle der Marktwirtschaft erfahre. Aus diesem Grunde sei er aber nicht zum Studium nach Deutschland gekommen. Dieses könne er an amerikanischen und englischen Universitäten, an denen diese Professoren lehren, viel besser lernen, zumal der Lehrbetrieb für den ausländischen Studenten dort erheblich günstiger gestaltet sei. Das, was er an den deutschen Universitäten als besondere eigenständige deutsche wissenschaftliche Leistung erwartet habe, habe er nur verhältnismäßig vereinzelt gefunden. Die ausländischen Studenten würden an Wirtschaftsmodellen ausgebildet, die für ihre Heimatländer zu geringe Aussagekraft besäßen. Er könne als Student der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften für die Probleme, denen sich seine Heimat gegenübersehe, zu wenig lernen.

An diesen Einwänden ist leider etwas Richtiges. Die Entwicklungsländer sind nicht in der Lage, mit marktwirtschaftlichen Methoden den Vorsprung einzuholen, den die alten Industrieländer über Generationen hinweg erzielen konnten. Viele Vertreter unserer Fakultät beschränken ihre Ausbildung viel zu sehr auf die Analyse marktwirtschaftlicher Reaktionen, innerhalb deren die Unternehmer individuell nach dem höchstmöglichen Gewinn streben, der Markt Anpassungsprozesse der unabhängig voneinander geplanten wirtschaftlichen Entscheidungen erzwingt. Wir können und dürfen unser Wirtschaftssystem und unsere Wirtschaftsverfassung den Entwicklungsländern nicht aufzwingen. In den Entwicklungsländern kommt es zuerst darauf an, die Voraussetzungen für eine wirtschaftliche Entwicklung zu schaffen. Es sind oft religiöse und gesellschaftliche Vorstellungen, die einem wirtschaftlichen Fortschritt im Wege stehen und bei wachsender Bevölkerung eine zunehmende Verelendung großer Teile der Bevölkerung bewirken. Sie müssen überwunden werden. Auf diese Fragen findet der junge Student, der aus den Entwicklungsländern zu uns kommt, in der Regel keine Antwort, weil uns diese Probleme aus unserem Lebensbereich heraus unbekannt sind. Unsere Modelle sind zu sehr auf unsere technisch und wirtschaftlich entwickelten Länder zugeschnitten und beinhalten diese für die Entwicklungsländer gewichtigen Variablen nicht. - Bei der Frage nach dem Wirtschaftssystem, das in den einzelnen Entwicklungsländern angewandt werden soll, ergeben sich neue Schwierigkeiten für die jungen asiatischen, afrikanischen und lateinamerikanischen Studenten.

Dem mitteleuropäischen Menschen scheint die Frage, ob Planwirtschaft oder Marktwirtschaft, keine echte Alternative zu sein. Diese Einstellung ist unberechtigt und von einseitigen geschichtlichen

Erfahrungen geprägt. Der junge Mensch aus den Entwicklungsländern ist durch seine geschichtliche Erfahrung in anderer Weise vorbelastet als wir. Der rational und eigennützig handelnde Mensch in der liberalistischen Wirtschaftsverfassung ist ihm fremd und erregt oft auf Grund religiöser und gesellschaftlicher Bindungen seinen Widerwillen. Er ist den Repräsentanten dieser Wirtschaftsgesinnung, um einen Begriff Werner Sombarts zu gebrauchen, in den Kolonialherren, den "Imperialisten" begegnet. Das Erbe der kolonialen Epoche und des liberalistischen Wirtschaftssystems besteht in seinen Augen in der einseitigen Abhängigkeit seines Landes vom ehemaligen Mutterland und den anderen "kapitalistischen" Ländern. Wir haben Wertungen vollzogen, die dem jungen Studenten auf Grund seines andersartigen Erlebnishorizonts "fragwürdig" erscheinen. Ihm bieten sich hier Alternativen, wo wir sie nicht sehen, und er findet bei uns keine Antwort. Wir vermögen deshalb bei den angesprochenen Studenten, wie auch bei den Völkern, in deren Auftrag sie hier sind, keine vollkommene Resonanz zu finden, die wir im Interesse der Entwicklungsfähigkeit der Wirtschaft dieser Völker selbst erstreben. Wir müssen uns sehr überlegen, ob wir nicht gerade diesen oft sehr wertvollen Menschen mehr geben müssen; und wir können das nur, wenn wir uns in ihre Situation hineinversetzen und so ihre Fragen verstehen lernen.

Ziehe ich die Bilanz: Aus der großen Zahl der ausländischen Studenten haben seit Kriegsende in unserer Fakultät an der Universität Hamburg nur verschwindend wenige ausländische Studenten das Diplom-Examen bestanden oder promoviert. Die weitaus größte Zahl dieser ausländischen Studenten hat die Universität wieder verlassen, ohne daß ein sichtbarer Kontakt zu verzeichnen ist. Ein nicht zu unterschätzender Teil ausländischer Studierender hat leider Erfahrungen sammeln müssen, die erheblich anders sind, als sie diese Studenten erhofften, bevor sie nach Deutschland kamen. Ich fürchte, daß wir im akademischen Raum bisher nicht von einem "Glanz der Entwicklungshilfe" sprechen können.

Haffner

Der Plan, Menschen aus den Entwicklungsländern bei uns auszubilden und dann zurückzuschicken, enthält eine schwere menschliche Verantwortung. Nur wenige der Zurückkehrenden werden die Substanz haben, das bei uns Gelernte festzuhalten oder gar zu verteidigen, wenn sie wieder in dem Milieu ihres Volkes stehen. Ritualmorde, an denen sich in Oxford als Mediziner promovierte Basutos in ihrem Heimatland beteiligt haben, sind leider keine Märchen. Die Ausbildung in Europa führt leicht zu Entwurzelungen und unheilbaren Traumata. Daher scheint mir eine Ausbildung an Ort und Stelle sehr viel "menschlicher" und wirkungsvoller, obwohl man der Ausbildung in Europa sicher nicht ganz wird entraten können.

Voigt

Darf ich etwas ergänzen? Die deutschen Universitäten wären in der Lage, einen beachtlichen Teil des wissenschaftlichen Nachwuchses, jeweils für bestimmte Zeit, ins Ausland zu senden. Diese Kräfte könnten durchaus in der Lage sein, wertvollste Entwicklungsarbeit zu leisten. Wir haben eine große Zahl ausgezeichneter Kräfte, die voller Begeisterung für einige Jahre Lehrstühle im Ausland annehmen, neue Ausbildungsstätten aufbauen oder andere Erziehungsarbeit leisten würden. Es ist erstaunlich, welche Resonanz man findet, wenn man diese Möglichkeiten unter unseren besten Doktoranden und Assistenten diskutiert. Wir könnten andererseits glücklich darüber sein, wenn unser Nachwuchs sich durch das Wirken im Ausland einen weiteren Lebenshorizont zu erarbeiten vermag. Ich bin überzeugt, daß auch unsere Universitäten, unser Staatsleben und unsere Kultur von diesen Begegnungen befruchtet würden. Leider wird eine wissenschaftliche Nachwuchskraft, die eine derartige Chance, ins Ausland zu gehen, ergreift, in der Regel in einem Ausmaß im beruflichen Fortkommen benachteiligt, daß der Idealismus schnell erstickt wird. Keine Universität ist in der Lage, einem Assistenten, der sich längere Zeit ins Ausland begibt, dieselben Chancen zu sichern, die seinem Kollegen gegeben sind, der bei der Fakultät an der Heimatuniversität verbleibt. Ein junger Dozent, der ein Ordinariat im Ausland annimmt, hat nur geringe Chancen, im Inland sofort wieder Fuß zu fassen, wenn die oft recht ungünstigen Berufungsklauseln des Auslands ihn nicht genügend sichern.

Pentzlin

Was Herr Professor Schoberth gesagt hat, möchte ich voll unterschreiben. Die Errichtung einer englischsprachigen Hochschule auf deutschem Boden würde im Auslande falsch gedeutet werden und würde sehr ungünstige Wirkungen haben, vor allem in den Entwicklungsländern. Man muß aber dafür sorgen, daß der Deutschunterricht verstärkt wird im Ausland.

Herr Professor Voigt hat besonders stark betont, daß der Student, der aus einem Entwicklungsland nach Deutschland kommt, sich verloren fühlt. Der Grund dafür, daß er keine Kontakte findet, liegt keineswegs allein in den Sprachschwierigkeiten, sondern vor allem darin, daß seine Vorbildung nicht der Vorbildung seiner deutschen - und anderen europäischen - Kommilitonen entspricht. In vielen Entwicklungsländern erhalten junge Menschen die Hochschulreife, obwohl ihre Ausbildung nur etwa unserer Mittelschulreife entspricht. Für diese jungen Menschen müßten gleichzeitig mit dem Sprachunterricht Zwischenkurse eingerichtet werden, die ihnen helfen, den Bildungsstand eines deutschen Abiturienten zu erreichen. Dann werden sie an den Hochschulen auch leichter die Kontakte zu den anderen Studenten finden. Doch sollen wir überhaupt so viele Studenten aus den Entwicklungsländern nach Europa kommen lassen? Es wäre viel besser, in den Entwicklungsländern den Aufbau von Hochschulen zu unterstützen. Es genügt ja nicht, eine Anzahl von Fachleuten technisch auszubilden, sondern in den Entwicklungsländern muß die Einstellung der Menschen zur Technik, zur Wirtschaft, zur modernen Lebensform überhaupt geändert werden. Dazu gehört eine "Allgemeinbildung" der Fachleute wie der gesamten Bevölkerung. Mit dem Aufbau von Universitäten, Schulen und Lehrstätten werden draußen Bildungszentren geschaffen, die eine Ausstrahlungskraft haben. Diese Ausstrahlungskraft ist wichtiger als jedes Hochofenwerk. Zu bedenken ist auch, daß der junge Mensch aus den Entwicklungsländern, der in Europa studiert, hier unsere Lebensformen annimmt und sich später schlecht wieder in die Lebensformen seiner Heimat hineinfindet. Es ist auch schon häufiger geschehen, daß die Studenten aus den Entwicklungsländern nicht wieder in ihre Heimat zurückgekehrt sind, sondern in europäischen Industrierwerken gut bezahlte Stellen angenommen haben.

Buch

Ich habe den Eindruck, daß hiermit ein entscheidender Punkt innerhalb der Problematik der Entwicklungshilfe angesprochen wird und daß die Entwicklungshilfe bisher - ob sie von Nordamerika oder von Europa betrieben wird - möglicherweise an innerer Arroganz leidet, an dem Glauben nämlich, daß das, was für Amerika oder Europa gut ist, auch für Afrika, Asien oder andere Räume gut sein müßte. Deswegen, glaube ich, sollte man versuchen, einen ganz anderen Approach zu finden, um wirklich Wirkung zu verspüren.

Sperner

Darf ich mich zu dem Problem der inneren Arroganz, wie es eben Dr. Buch ausführte, kurz äußern. Aus meiner Erfahrung möchte ich betonen, daß zur erfolgreichen Betätigung in jeder Art von Entwicklungshilfe vor allem unsere eigene richtige innere Einstellung gehört. Ob man als Lehrer, Techniker, Vorarbeiter in ein Entwicklungsland geht oder ob man hierzulande Lehrlinge, Schüler, Studenten von dort zu unterweisen hat, immer kommt es darauf an, die einem Anvertrauten in der richtigen Weise anzusprechen, d. h. sich selbst auf sie richtig einzustellen. Es erfordert oft ein nicht zu unterschätzendes Maß von Taktgefühl, in einer uns vielleicht ganz fremden Kultur wirken zu können. Das gilt natürlich nicht nur für China, sondern genauso für viele andere Länder, z. B. die Türkei oder Ägypten. Mit bloßem Überlegenheitsgefühl oder aufdringlicher Lehrmeisterei kann man mehr schaden als nützen. Die oft beträchtlichen kulturellen Eigenleistungen der sogenannten unterentwickelten Länder sollte man kennen und anerkennen. Ist hierzu die richtige Einstellung nicht von vornherein gegeben, so muß sie erworben werden, ehe man in die Entwicklungsländer geht. In dieser Hinsicht ist jedem von uns eine erste Möglichkeit aber auch Verpflichtung geboten, in unserem Kreise vor allem auf die Jugend, die ja in erster Linie in die Entwicklungsländer gesandt wird, einzuwirken, sie mit den Problemen der Entwicklungshilfe bekannt zu machen und in ihnen die Bereitschaft, ja wenn möglich Begeisterung dafür zu wecken, der Aufgabe aufgeschlossen und freudig entgegenzugehen.

Natürlich wollen die Entwicklungsländer von uns vor allem Fachwissen und -können erlernen. Sie dürften plumper politischer oder weltanschaulicher Belehrung oft mehr als skeptisch gegenüberstehen. Deswegen brauchen wir aber unsere eigene politische und weltanschauliche Einstellung nicht zu verstecken. In der Berührung mit denen, die von uns lernen wollen, ist uns die Chance geboten, durch kluges Beispiel zu wirken und die Urteilskraft der anderen zu schärfen, damit sie den wahren Unterschied zwischen östlicher Ideologie und westlicher Wirklichkeit schließlich von selbst richtig einzuschätzen verstehen.

Partikel

Darf ich fragen: Welches politische System ist geeignet, in den Entwicklungsländern die anstehenden Probleme zu lösen? Alle Menschen aus diesen Ländern, mit denen ich bisher gesprochen habe, sagten mir: "Wenn Ihr Deutschen so etwas unternimmt, dann wird das gleich eine Mission. Ihr werdet

mit Eurer ganzen Hilfe, so gut sie gemeint sein mag, nichts erreichen, wenn Ihr glaubt, uns irgendetwas - und sei es die freie Marktwirtschaft oder irgendein parlamentarisches System - aufzwingen zu müssen oder nahebringen zu wollen. Ihr müßt uns die Entscheidung darüber überlassen, welches wirtschaftliche oder politische System unseren Bedürfnissen entspricht." Das ist auch meine Meinung, und ich habe mich deshalb auch sehr darüber gefreut, daß Herr Abs in einer Vortragsveranstaltung der Friedrich-Ebert-Stiftung diese Auffassung ebenfalls unterstrichen und gesagt hat: "Wir müssen ohne Bedingungen helfen, ganz gleich, welche wirtschaftlichen oder politischen Systeme sich dort entwickeln."

Böhme

Ich möchte die Frage an Sie alle richten: Was können wir in einer Welt, die durch die Ost-West-Spannung total ideologisiert ist, wo wirtschaftliche Hilfen eo ipso gesellschaftspolitische Prozesse und Weltanschauungsexporte sind, konkret tun, um mit den politischen Aspekten der Entwicklungshilfe fertig zu werden. Wir stehen heute vor einer weltweiten ideologischen Expansion, auf die nur global geantwortet werden kann. Der Provinzstreit zwischen CDU und SPD, Unternehmer und Gewerkschaften, Wissenschaft und Wirtschaft, sollte endlich verabschiedet werden, weil dieser ja keine geschichtsgültigen Initiativen zu entwickeln imstande ist. Und so wäre es einmal interessant, zu erfahren, was die Unternehmer, Gewerkschaften und auch die Wissenschaft zum politischen - oder besser wirtschaftspolitischen - Problem zu sagen hätten, was geschieht oder was geschehen ist.

Körber

Ja, was tut die Industrie für die Entwicklungshilfe? In den letzten 5 Jahren hat die Wirtschaft der Bundesrepublik, in erster Linie die Industrie, den Entwicklungsländern Kredite gegeben, die natürlich für den enormen Gesamtbedarf nur wie ein Tropfen auf einem heißen Stein wirken, sie bilden jedoch eine beachtliche Hilfe für den wirtschaftlichen Aufbau und tragen gleichzeitig zur Entlastung der angespannten Zahlungsbilanzen bei. Für die Wirtschaft bedeuten sie eine nicht unerhebliche Last, da die Unternehmen nicht nur die Fabrikation, sondern auch den Absatz ihrer Erzeugnisse langfristig finanzieren müssen. Neben den Exportkrediten kommt Direktinvestitionen, die den Arbeitsmarkt in den Entwicklungsländern beleben, im Rahmen der privaten Entwicklungshilfe die größte Bedeutung zu. Seit 1952 wurden bis jetzt rund 3 Milliarden D-Mark von Unternehmen der Bundesrepublik vorwiegend in den Entwicklungsländern direkt investiert.

Auf dem Gebiet der technischen Ausbildung sind in zunehmendem Maße verstärkte Anstrengungen zu verzeichnen. Neben der Grundausbildung im Lande selbst hat die Fortbildung ausländischer Kräfte in den Industriebetrieben, unabhängig von den Studienplätzen an Fach- und Hochschulen, in der Bundesrepublik weiter an Bedeutung gewonnen. 1960 waren in deutschen Betrieben etwa 8000-10.000 Praktikanten aus den Entwicklungsländern tätig. Die Ausbildung von 1200 sogenannten Regierungspraktikanten, die auf Grund zwischenstaatlicher Abkommen in die Bundesrepublik kamen, wurde durch Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln ermöglicht. Im Sommersemester 1960 hatten sich über 22.000 ausländische Studenten bei den Technischen Hochschulen und Universitäten in der Bundesrepublik immatrikuliert, von denen mehr als 14000 aus den Entwicklungsländern kamen. Die überwiegende Mehrzahl dieser Studenten absolvierte ihr Praktikum in Industrieunternehmen der Bundesrepublik bei Gewährung von Unterstützungsbeiträgen dieser Firmen.

Es sei noch darauf hingewiesen, daß auf Anregung des Bundesverbandes der deutschen Industrie am Ende des vergangenen Jahres eine Entwicklungsanleihe der deutschen Wirtschaft zustande gekommen ist, die nach den neuesten Unterlagen insgesamt 1,8 Milliarden D-Mark erbracht hat. Davon entfallen allein ca. 935 Millionen D-Mark auf die Industrie. Es wäre noch hervorzuheben, daß es sich bei der Aufbringung dieser fast 1 Milliarde D-Mark von Seiten der Industrie für die Entwicklungsanleihe - an die keine Bedingungen für die Verwendung geknüpft wurden - um eine freiwillige Aktion der deutschen Industrie als Zeichen des guten Willens und als Beitrag zur Lösung der schwierigen Probleme für Entwicklungsfragen gehandelt hat.

Partikel

Die wichtigste und erste Aufgabe der Gewerkschaften ist es, die Arbeitnehmerschaft unseres Landes über die Notwendigkeit der Entwicklungshilfe aufzuklären. Dann aber müssen wir vor allem auch den Arbeitnehmern in den Entwicklungsländern dabei helfen, eine freie Gewerkschaftsbewegung aufzubauen, damit sie in die Lage versetzt werden, die Auseinandersetzung mit den totalitären Kräften, die ja sehr aktiv in allen afrikanischen, südamerikanischen und asiatischen Ländern wirken, zu bestehen. Die deutschen Unternehmer müssen erkennen, daß das Konkurrenzproblem gegenüber den Entwicklungsländern nur zu bewältigen ist, wenn es auch in diesen Ländern freie und starke

Gewerkschaften gibt, die die Interessen der Arbeitnehmer erfolgreich vertreten. Die Gewerkschaften können und wollen in den Entwicklungsländern keine Unternehmen finanzieren. Das ist Sache der Bundesregierung und der Wirtschaft. Sie können zwar - wenn auch nur in sehr beschränktem Maße - Lehrwerkstätten errichten und die Berufsausbildung fördern, aber ihre Hauptaufgabe ist und bleibt die Hilfestellung beim Aufbau einer freien Gewerkschaftsbewegung im Rahmen des Internationalen Bundes freier Gewerkschaften.

Eichborn

Ich möchte etwas zu Ihrer konkreten Frage, Herr Dr. Böhme, was schon geschehen ist, sagen. Daß das, was schon geschehen ist, nicht genug ist, darüber sind wir uns wohl alle im klaren. Deswegen stellte ich eingangs an Sie, Herr Professor Baade, die Frage, was von uns verlangt werden kann. Sie haben mir die Frage zum Teil beantwortet und glauben, daß allein tausende von Beratern im agrarwirtschaftlichen Sektor gebraucht würden. Ich vermag im Augenblick nicht zu überblicken, in welcher Relation diese Ziffer zu dem steht, was die Bundesrepublik im Jahr an geeigneten Fachkräften ausbildet. Vielleicht sollte ich Ihnen ein paar Ziffern nennen über das, was in dem Unternehmen, in dem ich seit ein paar Jahren bin, geschieht. Wir haben in den letzten 7 Jahren 2000 Praktikanten ausgebildet.

Und noch eine Zahl: Wenn wir eine große Rohrleitung bauen, wie wir dies in Indien tun, lassen wir ungefähr 500 als hochwertige Schweißer und Mechaniker ausgebildete Fachleute zurück. In seiner Hauptversammlungsrede hat Dr. Winkhaus festgestellt, daß man mit einer Investition von 100 Millionen in einem Stahlwerk etwa 1200 Arbeitsplätze schafft, während man bei einer Investition des gleichen Betrages für die Erschließung von Wüsten oder anderen ungenutzten Böden durch Beregnungsanlagen, einschließlich aller hierfür nötigen sonstigen landwirtschaftlichen Maschinen und Geräte, in der Art, wie es durch Mannesmannregner in Ägypten-Saudi-Arabien und anderen Entwicklungsländern geschehen ist, 9000 - 10.000 Arbeitsplätze schafft und durch die Ernte etwa 1 Million Menschen mit täglich je 2500 Kalorien versorgt. Darüber hinaus darf ich zur Frage der industriellen Zusammenarbeit etwas bemerken: Wir haben auch schon Ansätze des Zusammenarbeitens der Industrie im Ausland, Rourkela ist ein Beispiel. Ich glaube, die Welt wird in 10 Jahren auf dem wirtschaftlichen Sektor - ganz unabhängig von den Problemen, die Herr Professor Baade hier angeschnitten hat - so aussehen, daß die noch fehlende Zusammenarbeit der Industrien - nicht nur in Deutschland oder in Europa, sondern in der ganzen westlichen Welt - zwangsweise intensiver werden wird. Seit einem Jahr haben einige Unternehmungen einen Mann nach Indien gesetzt, der dort für die deutsche Industrie sozusagen das "Ohr" ist, um laufend über die Entwicklung, die sich auf dem Gebiet der öffentlichen Meinungsbildung in Indien vollzieht, zu berichten. Wir sind auf diesem Gebiet weit im Rückstand, wenn wir etwa an England denken, gar nicht zu reden von den Russen oder der Zonenregierung, die hier unendlich viel mehr Geld ausgibt. Man kann uns nicht sagen, daß unsere Wirtschaft den Entwicklungsproblemen gegenüber untätig geblieben wäre. Sie tut im Gegenteil sehr viel, doch ist sie kein sozialpolitisches Unternehmen, sondern im Auftrag ihrer Aktionäre wirtschaftlich tätig und muß einen entsprechenden Ertrag nachweisen. Aber die Ansätze, die gemacht wurden, sind bedeutsam und die Erfahrungen, die gesammelt worden sind, sind so umfassend, daß, wenn sich unser Staat im Laufe des nächsten Jahres zu einer folgerichtigen Entwicklungspolitik durchringen sollte, man die deutsche Industrie - und ich glaube, auch unsere Universitäten und Studenten;-, einsatzbereit finden wird. Ich glaube allerdings, daß es in einem Land wie dem unsrigen gar nicht anders möglich ist, als daß die Akzente von der Regierung gesetzt werden müssen.

Darf ich noch einen Hinweis geben: Wir haben bei uns leider nicht die Einrichtung der Royal Commission, wie sie die Engländer haben. Dort beschäftigt man sich schon seit Jahren mit dem Problem, wie die Weltwirtschaft in zehn Jahren aussehen wird. Das wird noch etwas dauern bei uns. In dem Augenblick, in dem man sich darüber klar sein wird, wie rasch die Welt sich zu verändern im Begriff ist, wird die Zusammenarbeit entschlossener sein. Aber die Frage der Zusammenarbeit der atlantischen Industrien muß mit dem unerhörten Investitionsstrom, dem wir jetzt nolens volens zugestimmt haben, gekoppelt werden. Wir werden gezwungen werden - ich komme nochmals auf meine Frage zurück;- , uns bereit zu erklären, etwa 4 - 5% unserer geistigen Potenz in den Entwicklungsländern einzusetzen. Das ist aber eine Aufgabe, die nicht von einzelnen Unternehmen, Institutionen, Akademien oder Einzelpersonlichkeiten bewältigt werden kann, sondern es ist eine Aufgabe, die sich die Regierung zentral stellen muß. Erst dann können alle vorhandenen Reserverate ausgeschöpft werden.

Schoberth

Es steht mir nicht zu, über meine Disziplin hinaus zu sprechen. Was auf dem Gebiet der Wissenschaft, der Forschung und des Studiums getan wird, war schon verschiedentlich kritischer Inhalt des heutigen Gespräches. Es liegen so viele Arbeiten aus dem UNESCO-Bereich vor, Berichte der Forschungsgemeinschaft, der Hochschulen, der Institute, der Humboldt-Stiftung, des DAAD usw. Wir wissen von der Zusammenarbeit vieler Wissenschaftler mit politischen und wirtschaftlichen Organisationen, über all dieses Tun sind wir informiert. Wir brauchen im Augenblick nicht auf zahlenmäßige Ergebnisse hinzuweisen. Wer unvoreingenommen ist, weiß, daß wir uns in allen Sektoren bemühen, das Profil der neuen Welt zu zeichnen und es sachgemäß zu interpretieren, überall bilden sich Zentren, in denen neue Fragen gestellt werden. Wir spüren die Herausforderung unserer Zeit und versuchen - gemeinsam mit den jungen Menschen um uns - Antworten zu formulieren, in deren Mittelpunkt klare Sachbezüge stehen.

Meyer-Abich

Ich glaube, mit das Erfreulichste an unserer heutigen Besprechung ist die Erkenntnis, daß wir es bei der Entwicklungshilfe mit zwei komplementären Angelegenheiten zu tun haben: einer wirtschaftlich-technischen und einer moralisch-kulturellen. Was die letztere anbelangt, so hat ohne Zweifel - darüber sind wir uns einig - dabei auch die Einrichtung von neuen Universitäten eine Hauptrolle zu spielen. Die Frage nämlich, ob wir die Universitäten mehr drüben in den Entwicklungsländern einrichten sollen, oder ob wir die jungen Menschen aus den zu entwickelnden Ländern zu uns heranholen sollen, ist sicherlich keine Frage des Entweder-Oder, sondern des Sowohl-als-Auch. Aber wir müssen unbedingt (und darin bin ich mit Herrn Pentzlin völlig einer Meinung) den Hauptton auf die Universitäten in den Entwicklungsländern selbst legen; denn Universitäten sind ja nicht nur für die Professoren und Studenten da, sondern sie sind die kulturellen Zentren für die geistige Entwicklung der betreffenden Länder!

Sivers

Darf ich nun versuchen, der Diskussion eine Wendung zu geben.

Die bestechenden Ausführungen des Kollegen Baade hatten zur Voraussetzung: 1. daß Entwicklungshilfe ein verständlicher, klar definierter Begriff ist und 2. daß eine Entwicklungshilfe im bekannten Stil eine *res judicata* sei. Nun ist ad 1 der Begriff der Entwicklungshilfe durchaus verschwommen, so daß es schwer ist, ohne eine feste Definition zu diskutieren; ad 2 dürfte man zwar gefühlsmäßig eine Entwicklungshilfe ganz allgemein gutheißen, verstandesmäßig beurteilt scheinen mir aber gerade nach den Ausführungen Prof. Baades so große sachliche Schwierigkeiten zu bestehen, daß das ganze Problem noch einer prinzipiellen Überarbeitung bedarf.

Nach den Ausführungen des Herrn Referenten kann eine dauerhafte Entwicklungshilfe in den meisten bedürftigen Ländern nur mit Methoden durchgeführt werden, die einem autoritären Stil entsprechen, also dem freiheitlich demokratischen Gedanken zuwiderlaufen. Es müssen ferner dabei Maßnahmen ergriffen werden, die das religiöse Empfinden tief verletzen oder zumindestens einen ideellen Volksboden gewaltsam aufwühlen, weil sie traditionell geheiligte Gebräuche und Lebensformen zerstören. So eine Entwicklungshilfe kann kaum die Sympathie und Dankbarkeit der betroffenen Völker hervorrufen und läuft Gefahr, schon in den Anfängen steckenzubleiben.

Aus der Geschichte des Marxismus wissen wir, auf welch unüberwindliche Widerstände man stoßen kann, wenn die sogenannten heiligsten Güter der Nation verletzt werden. Weshalb hatte sich denn der Marxismus so unpopulär gemacht bei einem großen Teil des Volkes? Nicht weil er das Planwirtschaftliche über das Individualwirtschaftliche stellte - darüber hätte man noch reden können - sondern weil er gegen das Religiöse auftrat, gegen die Familie und gegen das Vaterland. Diese Dinge, die gar nicht zum Wirtschaftlichen gehören, wurden aber getroffen und haben in Europa, besonders bei uns in Deutschland, diese gewaltigen Gegensätze aufgerissen, die wir heute als fast einzige Frucht von zwei verlorenen Weltkriegen so gut wie überwunden haben. Werden wir nicht eine ähnliche Opposition wachrufen, wenn wir jetzt in den Entwicklungsländern die höchsten Werte der Völker kränken? Abschließend wäre zu fragen: Wieso betrachtet der Herr Referent die von ihm angedeuteten Wege noch als begehbar, obgleich er Hindernisse aufgezeigt hat, die praktisch als unüberwindlich gelten können? Es stellt sich das Problem: Gibt es eine Art von Entwicklungshilfe, die durchgeführt werden kann, ohne sich selbst ad absurdum zu führen?

Kühnau

Wenn ich mir ganz kurz eine etwas theoretische Bemerkung erlauben darf, die aber vielleicht doch praktische Bedeutung hat, so wäre es die folgende:

Das Wort "Entwicklungshilfe" bedeutet ja, daß Hilfe gegeben werden soll, die einen als statisch und unzureichend empfundenen Zustand bei den zu unterstützenden Ländern auf ein Niveau entwickeln soll, das bei uns im Bereich der technischen Zivilisation, der Rationalisierung und Automatisierung bereits gegeben ist. Dieser Zustand hat sich bei uns, in den westlichen Ländern, ja nicht von heute auf morgen entwickelt, sondern ist das Resultat eines langjährigen fortschreitenden Prozesses, der von der Erfindung der Dampfmaschine an bis zum heutigen Tag sich in immer steigendem Tempo abspielt. Der Endzustand dieser technischen Entwicklung soll nun also - so kann man doch wohl argumentieren - auf die entwicklungsfähigen Länder übertragen werden, wobei man sich vielleicht nicht immer genügend darüber klar ist, das hier offensichtlich ein stationärer Zustand, der bei den afrikanischen Völkern möglicherweise Jahrtausende nahezu unverändert bestanden hat, nun plötzlich unter Überspringung zahlreicher Zwischenstufen auf eine Höhe gehoben werden soll, für deren Erreichung wir in den westlichen Ländern viele Jahrzehnte gebraucht haben. Ich glaube, daß darin ein enormes Trauma für diejenigen Nationen liegt, denen diese Entwicklungshilfe zugänglich gemacht werden soll. Es fragt sich nun, ob man dieses Trauma in Kauf nehmen soll, oder ob man - wie vorhin angedeutet wurde - hier möglichst schonend auf die primitive Situation der Völker Rücksicht nehmen soll, denen man die Hilfe bringen will. Es sind Stimmen laut geworden, welche fordern, daß wir uns mit unseren Gedanken über die Entwicklungshilfe der Primitivität des Denkens dieser Naturvölker anpassen und diese Hilfe behutsam auf das Niveau ihrer Tradition und ihrer Tabus einstellen sollten. Ich glaube, daß man so weit nicht gehen sollte. Ich habe den Eindruck, daß dieses Trauma, das ich erwähnte, etwas sehr Positives und Produktives und Schöpferisches darstellt. Gerade die Synthese, die Notwendigkeit, aus einem statischen Urzustand plötzlich in eine völlig neue Situation hineinversetzt zu werden, was mit der Entwicklungshilfe ja erreicht werden kann und muß, das bedeutet einen Impuls für viele Naturvölker, sich von den Fesseln einer nicht mehr zeitgemäßen Tradition zu befreien und zu einem völlig neuen Stadium der Entwicklung des eigenen Volkes fortzuschreiten. Denken Sie bitte an die Erschließung Japans vor 100 Jahren durch Kommodore Perry. Japan war Jahrtausende lang ein abgeschlossenes Land, das auf seinem Kulturzustand seit etwa 500 v. Chr. bis etwa 1860 stationär geblieben ist. Nun kam plötzlich die Erschließung der japanischen Häfen und der Einstrom der europäischen Kultur. Und was hat er aus Japan in kürzester Zeit gemacht, was sind da für Möglichkeiten freigesetzt worden durch dieses Zusammenprallen der nativen, im Volk wurzelnden Voraussetzungen mit der exogenen Kultur, die von Europa und Amerika hineingetragen wurde, ohne daß das japanische Volk seinen Nationalcharakter verloren hätte? Sollte man sich nicht überlegen, daß gerade dieses Trauma, dieser akute Zusammenprall mit der technischen Zivilisation etwas unerhört Positives und Schöpferisches darstellt? Sollte man nicht einmal die Entwicklungshilfe von diesem Standpunkt aus ansehen und sich vor einer Überbewertung des Naturzustandes, der ja überwunden werden soll, hüten? Denken wir doch daran, daß die Führer des jungen Afrika alle in Europa ausgebildete Politiker sind, die die Ideen, welche sie in Europa als fortschrittlich und reformerisch aufgenommen haben, transponieren in ihre eigene Welt, und daß sie dadurch die schöpferischen Kräfte freimachen, die jetzt in den jungen Nationen zum Durchbruch kommen. Ich glaube daher, daß man das überspringen verschiedener zivilisatorischer Zwischenstufen bei der Aufpfropfung der Entwicklungshilfe auf primitives Kulturgut nicht als eine Vergewaltigung auffassen, sondern hier die Impulse der europäischen Gedankenwelt als fördernde und fruchtbringende, im Interesse der jungen Nationen liegende Momente der Entwicklungshilfe betrachten sollte.

Buch

Darf ich als Jurist fragen: Woher nehmen wir eigentlich die Legitimation für so etwas? Sind wir Missionare, sind wir Religionsstifter? Wir kämpfen im Namen der Freiheit. Hat denn der andere nicht die Freiheit, zu wählen und zu sagen: ja oder nein?

Pentzlin

Wir kommen damit zu der Frage, die Herr Professor von Sivers aufgeworfen hat: Woher nehmen wir das Recht, diesen Menschen eine Hilfe zu bringen, die sie gar nicht haben wollen? Doch die Menschen wollen wohl die Ergebnisse der europäischen Kultur haben, ohne allerdings aus ihren Lebensformen herausgerissen zu werden. Doch dies ist eine *contradictio in adjecto*. Gewiß gibt es bei den Entwicklungsvölkern einige religiöse Sekten, die jeden Reichtum, jeden Wohlstand ablehnen. Bei ihnen heißt es: "Je reicher Du bist, desto verworfener bist Du; bleibe lieber arm." Doch diese Sekten sind Ausnahmen. Die Menschen in den Entwicklungsländern wollen die Güter des Westens, die wir ihnen im Fernsehen, in Filmen, in illustrierten Zeitschriften vorführen, die ihre jungen Fachkräfte bei ihrer Ausbildung in Europa und Nordamerika gesehen haben. Sie wissen nicht, daß die Produktion dieser Güter mit ihrer überkommenen Lebensform unvereinbar ist. Ihre alte Lebensform bedeutet:

Kindersterblichkeit, Hungersnot, Seuchen, keine sozialen Hilfen, keine Krankenhäuser. Das muß den Menschen in den Entwicklungsländern bewußt gemacht werden. Und damit erhebt sich die Frage: ihnen bewußt gemacht werden über ein Trauma? Das Trauma führt zur krisenhaften Entwicklung. Und wohin schlägt die Krise aus? Gegen den Westen? Gegen den Osten? Oder - was noch viel schlimmer ist - führt die Krise zu einem Chaos in den Entwicklungsländern? Deswegen wäre ich doch mehr für eine homöopathische Methode als für die allopathische. Damit komme ich wieder zu dem zurück, was ich vorher sagte: Ausbildung der jungen Menschen so weit wie möglich in den Entwicklungsländern selbst. Das kann dazu beitragen, daß der Entwicklungsprozeß leichter vonstatten geht. Einen Teil der Fachkräfte werden wir in Europa ausbilden müssen. Mit diesen Menschen muß auch nach ihrer Ausbildung unbedingt eine Verbindung aufrecht erhalten werden. Mustergültig hierfür - aber in dieser Form wohl nur in kleinem Rahmen durchführbar - ist die Arbeit der Weltbank, die mit jedem Fachmann, den sie ausgebildet hat, ständig in Verbindung bleibt. Sie richtet ihm eine Bibliothek ein, sendet ihm laufend Neuerscheinungen nach, die sie sorgfältig auswählt. In regelmäßigem Rhythmus wird er von Vertretern der Weltbank besucht, die ihm in seiner Arbeit und Fortbildung helfen.

Buch

Ich glaube, daß ich wohl ein paar Worte zu dem unterstreichend sagen darf, was Herr Dr. Pentzlin gesagt hat. Ich habe vorhin schon einmal zur Debatte gestellt:

Ist das Ziel der Entwicklungshilfe ein humanitäres oder ist es ein materielles?

Soweit es sich um Interessen handelt, muß man diese Interessen klar erkennen. Die Interessen liegen zweifellos auch bei der Exportindustrie. Das sollte man nicht verschweigen. Es ist auch nichts Böses und Schlechtes, aber es ist ein Interesse, und zwar ein materielles Interesse, das sich selbstverständlich gegenüber den Interessen der Allgemeinheit nicht in den Vordergrund schieben darf.

Baade

Meine Herren, darf ich zum Schluß nur noch folgendes sagen: Herr Dr. Körber schlug vor, wir sollten über die Probleme der Entwicklungshilfe wirksame Aufklärung schaffen. Ich muß hinzufügen, daß manche Bundestagsabgeordnete und auch ein Teil der höheren Ministerialbeamten dringlich Informationen brauchen. Ich kann also nur schließen mit dem Dank für die viele Belehrung, die mir hier zuteil wurde und hoffe, daß möglichst viele Bundestagsabgeordnete, die die großen Summen für die Entwicklungshilfe bewilligen sollen, aus der heutigen Diskussion Nutzen ziehen werden.

Körber

Die Problematik der Entwicklungshilfe ist so umfassend, daß wir heute abend verständlicherweise nur einige Fragen behandeln und diskutieren konnten. Wir wissen, daß die Aufgaben in den großen, in sich verschiedenen Entwicklungsräumen, im Nahen Osten, in Afrika oder Südamerika komplizierter Natur sind, wobei immer wieder neue und differenzierte Aspekte auftauchen. Eines aber - und das hat die heutige Diskussion klar aufgezeigt - bleibt allen Aspekten gemeinsam: am Anfang jeglicher Entwicklungshilfe, gleich für welche Nation sie gedacht ist, steht das Erziehungs-, Bildungs- und Ausbildungsproblem sowohl für die Gebenden, als auch für die Nehmenden. Weder militärische, noch technische, noch wirtschaftliche Anstrengungen allein können uns zu den Zielen führen, die die gesellschaftlichen Probleme uns heute aufgeben. Vergessen wir nicht, daß in der globalen Auseinandersetzung zwischen Ost und West nur diejenigen Völker geschichtlich führen werden, die diesen universalen Schulungskomplex auf internationaler Ebene meistern und beherrschen. Es bleibt die Notwendigkeit einer Gesamtorientierung, einer neuen Profilzeichnung. Ohne uns irgendwie entlasten zu können, müssen wir helfen und planen im Geiste guter Nachbarschaft, in einer Allianz für den Fortschritt.

Darf ich nun zusammenfassend betonen: Jenseits von "Glanz und Elend der Entwicklungshilfe" wird es darauf ankommen, ohne Wunschbilder, ohne perfektioniertes Modelldenken rasch und stetig zu helfen. Wenn auch die Welt geteilt ist durch den Stacheldraht der kommunistischen Ideologie, so wollen wir unter keinen Umständen missionieren. Im Gegensatz zu den totalitären Staaten verbinden wir mit der westlichen Hilfe keine Bedingungen. Unseren Politikern, Wissenschaftlern, Wirtschaftlern ist ein ungeheures Arbeitspensum aufgegeben, zu dessen Lösung außer gutem Willen Sach- und Menschenverständnis vorausgesetzt werden. Aber in loyaler Zusammenarbeit müssen und werden wir für alle Länder gangbare Wege finden. Lassen Sie mich Ihnen allen für dieses offene Gespräch danken.